

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE

HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 25. JUNI 2026 | 10. TAMUS 5786

81. JAHRGANG | NR. 26

בריקע



והגית בו
יומם
ולילה

HOCHSCHULE FÜR
JÜDISCHE STUDIEN
HEIDELBERG

BRÜCKE

גשר

Grüßworte



Foto: Philipp Rothe

Andreas Brämer

Pfeiler unserer wissenschaftlichen Identität

Liebe Leserinnen und Leser, die Jüdischen Studien blicken auf eine bewegte Geschichte zurück. Im 19. Jahrhundert in Deutschland als intellektuelle Tradition begründet, wurde die sogenannte Wissenschaft des Judentums durch den Nationalsozialismus gewaltsam zerstört und ins Exil gezwungen. Doch ist in den vergangenen Jahrzehnten eine beeindruckende Renaissance zu verzeichnen: Der deutschsprachige Raum hat sich – an der Seite Israels und der USA – erneut als eines der weltweit führenden Zentren jüdischer Forschung etabliert.

Diese Beobachtung ist für die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) Bestätigung und Ansporn zugleich. Nach gut eineinhalb Jahren im Amt als Rektor kann ich mit Überzeugung sagen: Dank unserer kontinuierlichen akademischen Exzellenz nehmen wir in diesem Prozess eine Schlüsselrolle ein.

Unsere Hochschule genießt national wie international hohes Ansehen, was sich eindrucksvoll auch in unserer Drittmittelbilanz widerspiegelt: In den vergangenen Jahren konnten wir diese Mittel verfünffachen und im Jahr 2025 – trotz eines herausfordernden Umfelds – ein Volumen von 1,25 Millionen Euro erreichen.

Ein zentraler Pfeiler unserer wissenschaftlichen Identität ist die institutionell verankerte Ko-

operation mit israelischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Zahlreiche unserer aktuellen Vorhaben werden in enger Abstimmung mit Partnern wie dem Leo Baeck Institut Jerusalem oder dem Van Leer Institut Jerusalem durchgeführt. Dieser Austausch ist für die HfJS weit mehr als eine formale Zusammenarbeit – er ist Teil un-



Der deutschsprachige Raum hat sich – an der Seite Israels und der USA – erneut als eines der weltweit führenden Zentren jüdischer Forschung etabliert.

seres Selbstverständnis. Er bildet eine lebendige Brücke zwischen akademischen Welten, Generationen und Kulturen. Spitzenforschung in den Jüdischen Studien ist ohne den stetigen Dialog mit unseren Kolleginnen und Kollegen in Israel weder denkbar noch erstrebenswert.

In dieser Sonderbeilage präsentieren wir Ihnen ein Panorama unserer aktuellen Forschungslandschaft. Sie zeugt von einer Institution, die trotz volatiler Weltlage und wirtschaftlichem Druck Außergewöhnliches leistet. Es ist die Gemeinschaftsleistung unserer Lehrenden, Forschenden und Studierenden, die die HfJS zu einem lebendigen Ort des Wissens macht.

Ich lade Sie herzlich ein, diese Einblicke in unsere Arbeit zu entdecken und sich ein Bild von der Vitalität der Jüdischen Studien in Heidelberg zu machen. Diese Sonderbeilage versteht sich auch als Brücke – zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen akademischem Denken und gesellschaftlichem Dialog, zwischen Heidelberg und der Welt.

Mögen die wissenschaftliche Tiefe und die Leidenschaft für die jüdische Kultur, die aus diesen Projekten sprechen, Sie ebenso überzeugen wie uns.

Andreas Brämer ist Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS).



Foto: picture alliance/dpa

Barbara Traub

Faszinierende jüdische Horizonte

Mit dem Auszug aus der Knechtschaft in Ägypten nahm die Verheißung von Freiheit und einem selbstbestimmten Leben ihren Lauf. Am Berg Sinai übergab uns der Ewige mit der Tora und den Zehn Geboten zugleich die für uns Jüdinnen und Juden maßgebenden Leitlinien. Ihnen folgen wir seit mehr als 3000 Jahren. Sie prägen nicht nur unseren Glauben, sondern auch unser Leben, unsere Geschicke, unsere Geschichte und Kultur.

So wird unsere jüdische Tradition in ihrer Kontinuität zu einer – man möchte fast sagen – überzeitlichen Warte, die uns einen besonders klaren und unverstellten Blick auf unser Hier und Jetzt ermöglicht.

Unsere Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) bietet eine europaweit einmalige Chance, sich mit jüdischer Religion, Kultur und Geschichte zu befassen und sie zu erforschen. Ob das Interesse Ausdruck der eigenen, jüdischen Identität ist oder einer Faszination für das Judentum entspringt: Elf Professorinnen und Professoren mit ihren Mitarbeitenden decken ein fulminant breites Spektrum ab. Von Hebräischer Sprachwissenschaft über Jüdische Geschichte, Jüdische Geistesgeschichte und Nahoststudien bis hin zu den erst jüngst wiederbesetzten Professuren für Jüdische Kunst sowie Religionslehre, -pädagogik und -didaktik.

In Verbindung mit der Universität Heidelberg vor Ort und in Kooperationen mit mehreren Universitäten in Europa, Israel und weltweit eröffnet unsere Hochschule faszinierende jüdische Horizonte in unsere Welt. Besonders erfreulich ist für mich, dass sich immer mehr junge Menschen davon ansprechen lassen und die Studierendenzahl sich in den vergangenen Jahren ausgesprochen positiv entwickelt hat. Von der hervorragenden akademischen Qualität von For-



Von der hervorragenden akademischen Qualität von Forschung und Lehre an der HfJS zeugen auch die zahlreichen Drittmittelprojekte.

schung und Lehre an unserer Hochschule zeugen dabei auch die zahlreichen Drittmittelprojekte, die sowohl von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als auch durch private Geldgeber getragen werden.

In den einzelnen Beiträgen der hier vorliegenden Sonderbeilage erhalten Sie Einblicke in die sehr spannenden Felder, die an unserer Hochschule für Jüdische Studien hier in Heidelberg bearbeitet werden. Diese reichen von innovativen Ansätzen gegen Antisemitismus von rechts und links über die Grenzen theokratischen Denkens im rabbinischen Rechtsdiskurs bis hin zur Bedeutung des jüdischen (Welt-)Kulturerebes in Deutschland.

Abgerundet durch ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm, das sowohl das akademische wie das jüdische Herz gleichermaßen erfreut, können Sie an unserer Hochschule eintauchen in die vermutlich größte jüdische Hochschulgemeinde Europas – eine Gemeinschaft, die Menschen aus der ganzen Welt mit jüdischer Gelehrsamkeit im wunderschönen Heidelberg zusammenführt. Lassen Sie sich faszinieren und seien Sie uns stets ganz herzlich willkommen!

Barbara Traub ist Mitglied im Präsidium des Zentralrats der Juden in Deutschland und Vorsitzende des Kuratoriums der HfJS.

Geteilte Gesellschaften, gemeinsame Staatsbürgerschaft

PARTIZIPATION Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu Israel, der Türkei und Zypern sieht in dem Modell einer »Shared Citizenship« Ansätze zur erfolgreichen Bekämpfung von Populismus



Griechische und türkische Zypriern am Ledra-Grenzübergang zwischen Nordzypern und der Republik Zypern rufen zur Vereinigung auf.

VON JOHANNES BECKE

Können ethnische Gräben, religiöse Spaltungen und nationale Konflikte durch den Bezug auf eine gemeinsame Staatsbürgerschaft überwunden werden? Das Projekt »Shared Citizenship in Deeply Divided Societies: Comparing Israel, Turkey, and Cyprus«, das auf fünf Jahre (2025–2029) angelegt ist, sucht nach solchen Wegen, und zwar in Ländern, in denen die liberale Demokratie täglich auf die Probe gestellt wird.

Mit einer Förderung durch die Volkswagen-Stiftung (Initiative »Demokratien unter Druck«) wirft es einen vergleichenden Blick auf drei Brennpunkte im östlichen Mittelmeerraum: jüdisch-arabische Beziehungen in Israel, türkisch-kurdische Beziehungen in der Türkei und das geteilte Zypern.

Gegenmodelle zu gesellschaftlichen Polarisierungsprozessen konzipieren

Als Inhaber des Ben-Gurion-Lehrstuhls für Israel- und Nahoststudien an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) führe ich gemeinsam mit Dani Filc von der Ben-Gurion-Universität des Negev ein internationales Team an: Neben zwei Postdoktoranden (Uri Rosenberg, Heidelberg, und Marik Shtern, Jerusalem) und zwei Forschungsassistenten (Ruth Schmedes,

Heidelberg, und Aliza Gold, Jerusalem) bringt das Projekt auch Nichtregierungsorganisationen aus Israel, der Türkei und Zypern zusammen. Im Zentrum stehen dabei die Herausforderungen, die populistische Parteien und Bewegungen mit sich bringen, wenn sie ethnische Spannungen zur Wahlmobilisierung instrumentalisieren. In allen drei Fällen soll daher untersucht werden, wie wissenschaftliche und zivilgesellschaftliche Akteure einen Beitrag dazu leisten können, Gegenmodelle zu gesellschaftlichen Polarisierungsprozessen zu entwickeln – nicht zuletzt durch einen positiven Prozess hin zu einer gemeinsamen Staatsbürgerschaft, die als Grundlage von politischer Partizipation dienen kann.

Zu einer ersten Tagung werden im Juli akademische und zivilgesellschaftliche Akteure in Heidelberg zusammenkommen. Langfristig soll das Projekt nicht nur eine wissenschaftliche Einordnung des Themas erarbeiten, sondern auch Materialien, die in der zivilgesellschaftlichen Arbeit in allen drei Kontexten verwendet werden können.

Dies geschieht immer in der Hoffnung, eines Tages auch einen Beitrag gegen die populistischen Zuspitzungen in Deutschland leisten zu können.

Der Autor ist Professor und Inhaber des Ben-Gurion-Lehrstuhls für Israel- und Nahoststudien der HfJS.



Ethnische
Spannungen
werden
von Populisten
zur
Wahlmobilisierung
instrumentalisiert.

In den Echokammern antidemokratischer Diskurse

WORKSHOP Medienkompetenz und Argumentationstraining zum Nahostkonflikt – ein Präventionsprojekt zu (links-)extremen Narrativen unter jungen Menschen

VON HAVVA ENGIN

Die Massaker der Hamas an israelischen Zivilisten am 7. Oktober 2023 und der daran anschließende Krieg in Gaza markieren einen entscheidenden Wendepunkt in der globalen Berichterstattung über den Nahostkonflikt in den sozialen Medien. Auf populären Plattformen wie TikTok oder Instagram verbreiten sich seither rasant Desinformation, gewaltverherrlichende Inhalte sowie Verschwörungsmythen rund um die Situation im Nahen Osten. Es sind vor allem junge Menschen, Schülerinnen und Schüler sowie Studierende, die einen besonderen Schutz vor extremistischen Inhalten in den sozialen Medien benötigen, da genau diese Inhalte bei ihnen auf wachsende Resonanz stoßen.

Um dieses besorgniserregende Phänomen unter jungen Menschen strukturiert und fundiert zu analysieren und mit ihm pädagogisch umzugehen, startete im Juli 2025 das Projekt »Medienkompetenz im Zeichen des Nahostkonflikts – Linksextremismus unter Schüler:innen und Studierenden begegnen« an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) in Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule Heidelberg (PH HD); es wird vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMBFSFJ) in der Projektklinie »Demokratie leben!« gefördert.

Das Ziel ist, einseitige Inhalte zu dekonstruieren.

Unter der Leitung von Birgit Klein (HfJS) und Havva Engin (PH Heidelberg) untersucht das Team, welche (links-)extremen Narrative in Bezug auf den Nahostkonflikt auf sozialen Medien verbreitet werden und ob junge Menschen im gegenwärtigen Kontext in der Lage sind, diese zu reflektieren und kritisch einzuordnen.

Das erste Förderhalbjahr 2025 konzentrierte sich auf die konzeptionelle Vorbereitung. Dazu gehörten die Kontaktaufnahme zu Schulen in der Rhein-Neckar-Region, die Literaturrecherche zum aktuellen Forschungsstand sowie die Entwicklung des digitalen Tools zur Mediennutzung.

Erste Umsetzungsvorschläge wurden bereits im Rahmen eines Workshops im Oktober 2025 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Forschung und Praxis präsentiert und diskutiert. Im Rahmen der Auftaktveranstaltung im



Foto: Getty Images

Schutz vor extremistischen Inhalten in sozialen Medien ist vor allem für junge Menschen nötig.

November 2025 wurde das Projekt einer breiteren pädagogischen Fachöffentlichkeit vorgestellt, auch mit dem Ziel, weitere Teilnehmende zu gewinnen.

Im Förderjahr 2026 erfasst das Team mithilfe einer Medienerhebung sowie qualitativer Leitfadenterviews, auf welche Weise junge Erwachsene (ab 16 Jahren) die Informationsflut auf verschiedenen Plattformen wahrnehmen, ob der Nahostkonflikt eine Bedeutung in der Identitätskonstruktion der Teilnehmenden spielt und wie sie die Berichterstattung bewerten.

Basierend auf den Ergebnissen dieser empirischen Erhebungen sollen in einem für 2027 geplanten Folgeprojekt möglichst maßgeschneidert Argumentationstrainings für Schülerinnen und Schüler sowie Studierende entwickelt werden.

Diese Argumentationstrainings sind als ein pädagogisches Werkzeug zu verstehen, das konkret in der Extremismus- und Antisemitismusprävention Einsatz finden soll. Den Teilnehmenden wird hierbei essenzielles Grundlagenwissen zum Nahostkonflikt, zur demokratischen Diskurskultur, zu Linksextremismus sowie Antisemitismus und

Rassismus vermittelt. Die Trainings sollen junge Erwachsene dazu befähigen, einseitige Inhalte zu dekonstruieren. Die empathische Auseinandersetzung mit den Perspektiven aller Konfliktbeteiligten steht dabei im Vordergrund.

Handlungsempfehlungen für Schul- und Hochschulleitungen

Für das Folgeprojekt sind zudem Workshops für Lehr- und pädagogische Fachkräfte, Multiplikatorinnen und Multiplikatoren sowie Hochschuldozentinnen und -dozenten geplant, die den Fokus auf die Vermittlung von didaktisch-methodischen Tools legen, um an den eigenen Bildungsinstitutionen entsprechende Argumentationstrainings selbst durchzuführen. Diese bilden auch einen zentralen Bestandteil einer Praxishandreichung mit konkreten Handlungsempfehlungen für Schul- und Hochschulleitungen.

Die Autorin ist Professorin und Projektleiterin an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.





Gaming gegen Rechtsextremismus und Ausgrenzung

LERNFORMAT *Wie Videospiele Empathie, interaktive Bildung, historische Reflexionen und Präventionsarbeit an Schulen unterstützen*

VON JESSICA HÖSEL UND MAXIMILIAN KATHAN

Können Videospiele etwas gegen Antisemitismus bewirken? Ein Projekt am Lehrstuhl Geschichte des Jüdischen Volkes an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) widmet sich dieser Thematik und gibt Antworten. Der Prototyp eines solchen Games ist bereits in seiner ersten Phase (August 2024 bis Januar 2026) entstanden, die vom Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt im Rahmen von Innovationssprints – DATIpilot gefördert wurde. Er richtet sich an Schülerinnen und Schüler der Mittelstufe, um möglichst früh Antisemitismus zu bekämpfen.

Im Gameplot verbindet sich historische Bildung mit einer packenden Coming-of-Age-Geschichte: Auf der Suche nach einem verschwundenen Freund stoßen Jugendliche aus dem heutigen Heidelberg auf ein Netz aus Geheimnissen, Vorurteilen und gesellschaftlichen Konflikten. Sie begeben sich auf eine Zeitreise und begegnen im Heidelberg und Venedig des frühen 18. Jahrhunderts einem Jugendlichen, der als Erwachsener in die Geschichte eingehen sollte: Joseph Süß Oppenheimer (»Jud Süß«, 1698?–1738), der als Geheimer Finanzrat Opfer eines antijüdischen Justizmords und in der Folgezeit zentrales Symbol des antisemitischen Diskurses wurde.

In Kooperation mit der Softwarefirma KORION wurde die Zeitreise nach Venedig zu einem modular angelegten, spielbaren Prototyp ausgearbeitet. Die zentrale Idee ist, dass eine spielerische Auseinandersetzung mit herausfordernden Themen wie Propaganda, Stigmatisierung und Ausgrenzung kritisches Denken effektiver fördert als die Konfrontation mit nüchternen Fakten und Zahlen. Die Identifikation mit der historischen Figur wird erleichtert, indem sie im jugendlichen Alter und als aktiv Handelnde gezeigt wird.

Die Auseinandersetzung mit herausfordernden Themen wird zugänglicher

Durch eine nachvollziehbare narrative Dramaturgie, interaktive Entscheidungsoptionen und emotionale Reflexion werden Mechanismen wie Antisemitismus sowie religiöser und politischer Extremismus greifbar und ihnen entgegengearbeitet. Drei Schwerpunkte strukturieren die Arbeit:

- Historisches Wissen im Spiel: Narrative, Spielmechaniken und Lerninhalte transportieren Fakten und Kontexte rund um die Figur Joseph Süß Oppenheimer und seine Zeit.
- Empathie und Prävention: Wie wirken interaktive Formate auf das Verständnis von Ausgrenzung, Antisemitismus und Rechtsextremismus?



**Narrative
Dramaturgie soll
Antisemitismus
und Rassismus
greifbarer machen.**



Fotos: Jonas Grund/Korion

• Design und Umsetzung: Von der Konzeption über Prototypentests bis zur Evaluation mit Schulen, Hochschulen und außerschulischen Einrichtungen.

Methodisch fließen historische Quellen, Game-Design-Ansätze, User-Tests und pädagogische Evaluation zusammen. So entsteht ein Lernformat, das nicht nur Bildungseinrichtungen, sondern auch eine breite Öffentlichkeit anspricht. Das Game stärkt die Kompetenz der HfJS im Bereich digitaler Bildung und Prävention, indem es Jugendliche für Demokratie und Vielfalt sensibilisiert, und zwar gerade dort, wo Polarisierung und Desinformation ansetzen und zunehmen. Es ist der Ansatz eines innovativen Beitrags zur Vermittlung jüdischer Geschichte in Kombination mit gesellschaftlicher Resilienz.

Die aktuelle zweite Projektphase »Next Level: Mit Jo, Beni und Esther Antisemitismus aufdecken und enttarnen« wird von Februar bis Dezember 2026 vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend und der gemein-

nützigen Hertie-Stiftung gefördert, um den Prototyp des Games mit dem Venedig-Modul durch zwei neue Module zu einem »Serious Game« für die Mittelstufe auszubauen.

Schülerinnen und Schüler erwerben Grundkompetenzen der Antisemitismusprävention

Zu Jo (Joseph Süß Oppenheimer des Venedig-Moduls) gesellen sich zwei weitere Spielfiguren: Beni, der wiederum an die Figur von Theodor Benjamin Herzl angelehnt ist, und Esther, die sich an der Lebensgeschichte von Esther Shakiné orientiert, einer Schoa-Überlebenden 1947 auf der »Exodus«. Beide führen durch unterschiedliche historische Kontexte und machen jüdische Lebensrealitäten, Ausgrenzung, Migration und Selbstbehauptung erfahrbar.

Verknüpft mit alltagsnahen Spielsituationen erwerben Schülerinnen und Schüler zentrale Grundkompetenzen der Antisemitismusprävention: Sie

lernen, antisemitische Stereotype zu erkennen, Verschwörungsnarrative kritisch zu hinterfragen und solidarisch zu handeln. Pilotierungen in Mittelstufenklassen und begleitende Unterrichtsmaterialien stellen sicher, dass das Spiel bundesweit einsetzbar ist und perspektivisch auch für weitere Felder der Demokratiebildung adaptiert werden kann. In einem für 2027 geplanten Folgeprojekt soll das Game um zwei Module erweitert werden, um die intersektionalen Phänomene des Antisemitismus, der Misogynie und des Rassismus zu bekämpfen: das eine zur Frauenrechtlerin Olympe de Gouges im Paris zur Zeit der Französischen Revolution; das andere zum amerikanischen Bürgerrechtler Martin Luther King in Atlanta in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Autorin und der Autor sind Wissenschaftliche Mitarbeitende am Lehrstuhl Geschichte des Jüdischen Volkes der HfJS.



Das Game erleichtert die Identifikation mit den historischen Figuren, indem es sie im jugendlichen Alter und als aktiv Handelnde zeigt.



»Die Schlacht von Waterloo«, Gemälde von William Sadler (1815)

Zwischen Fronten und Narrativen

KONFLIKTFORSCHUNG *Facetten ambivalenter Feindschaften in Europa, Asien und dem Nahen Osten: Eine multidisziplinäre Annäherung*

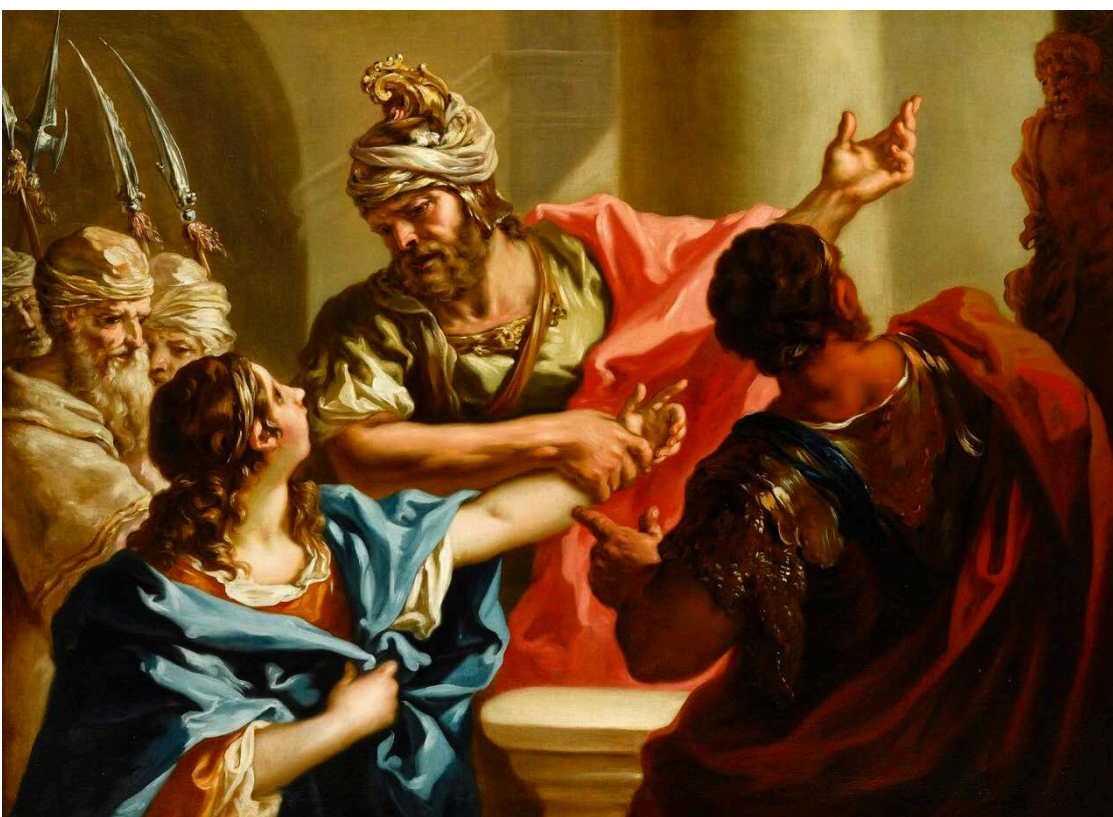
VON JOHANNES BECKE

Feindschaft tickt nicht binär – sie schwankt, verändert sich, verbindet gar Hass mit Koexistenz. Das Graduiertenkolleg »Ambivalent Enmity« (GRK 2840) der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) untersucht, wie komplex Feinde in Geschichte und Gegenwart oftmals miteinander verflochten sind, statt einfach nur einander unversöhnlich gegenüberzustehen. Mit einer Förderung der DFG für einen Zeitraum von fünf Jahren (2023 bis 2028, mit der Möglichkeit einer Verlängerung) nimmt das Graduiertenkolleg zahlreiche Beispiele aus Europa, Asien und dem Nahen Osten in den Blick, von mittelalterlichen Machtkämpfen bis hin zu aktuellen Kriegen.

Es wird untersucht, wie sich Vorstellungen vom »Anderen« überhaupt ausbilden.

Getragen wird »Ambivalent Enmity« von der Universität Heidelberg und der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) in enger Partnerschaft. Sprecherin ist die Historikerin Tanja Pentter, die ein interdisziplinäres Leitungsteam mit Vertretern aus der Geschichts-, Politik- sowie der Literatur- und Sprachwissenschaft, der Psychologie, der Philosophie und Kunstgeschichte koordiniert. Mit dabei ist als einer der Vize-Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs auch der Autor dieser Zeilen.

Seit Oktober 2023 forschen zwei Postdocs und zwölf Promovierende in zwei Kohorten an Fallstudien, die etwa antisemitische Feindbilder, koloniale Konflikte, den Ukraine-Krieg oder Spannungen im Nahen Osten behandeln. Ein eige-



»Der junge Hannibal schwört Rom Feindschaft«, Gemälde von Giovanni Antonio Pellegrini (1731)



»Die Versöhnung der Familien Montague und Capulet im Angesicht der Leichen von Romeo und Julia«, Gemälde von Frederic Leighton (1854)

ner Podcast mit dem Titel »Enemy Encounters« macht diese Forschung seit 2024 auch für eine breite Öffentlichkeit zugänglich.

Inhaltlich ist das Kolleg um drei große Fragenkomplexe strukturiert. Unter »Knowing the Enemy« wird untersucht, wie sich Feindbilder überhaupt ausbilden: Welche Narrative, Stereotype und Wissensbestände prägen die Vorstellung vom »Anderen« – beispielsweise in den jüdisch-arabischen Beziehungen im 20. Jahrhundert oder in der aktuellen Kriegsberichterstattung zur Ukraine?

»Staging Enmity« richtet den Blick auf die Inszenierung von Feindschaft in Literatur, Kunst, Medien und politischer Propaganda, und zwar vom Mittelalter bis in die Gegenwart. »Enemy Contact« schließlich analysiert direkte Begegnungen zwischen vermeintlichen Gegnern – etwa multiethnische oder multireligiöse Initiativen in geteilten Städten oder Nachbarschaften, in denen Feindschaft und Alltag nebeneinander existieren.

Expertise, Fallstudien und ein transkulturelles Panorama

Die HfJS bringt dabei ihre besondere Expertise im Bereich Jüdische Studien und Israel-Studien ein. Die Doktoranden des Graduiertenkollegs, die an der Hochschule beschäftigt werden, nehmen unter anderem die Geistesgeschichte des palästinensischen Nationalismus, den arabischen Nationalismus als Vorbild für die amazighische Nationalbewegung sowie die Geschichte des sowjetischen Antizionismus oder die iranisch-israelischen Beziehungen in den Fokus.

Ergänzend dazu fließen Fallstudien zu Konflikten in Osteuropa, zur chinesischen Geistesgeschichte oder zu türkisch-kurdischen Spannungen ein, sodass ein breites transkulturelles Panorama entsteht.

Methodisch kombiniert das Kolleg geistes- und sozialwissenschaftliche Ansätze: Qualitative Interviews, Diskurs- und Medienanalysen, Netzwerkstudien und partizipative Workshops werden miteinander verschränkt.

Ein wichtiges Anliegen von »Ambivalent Enmity« ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Doktorandinnen und Doktoranden erhalten dabei nicht nur intensive fachliche Betreuung, sondern auch Training in Soft Skills, den Möglichkeiten internationaler Vernetzung; zudem werden ihnen Perspektiven für weitere Qualifikationsphasen vermittelt.

Die Forschungsergebnisse fließen in Open-Access-Publikationen und internationale Tagungen ein, die dazu beitragen sollen, Deeskalationsstrategien für tief gespaltene Gesellschaften zu entwickeln. Gerade nach den Ereignissen vom 7. Oktober 2023 gewinnt die Frage an Gewicht, wie Ambivalenzen – das Nebeneinander von Hass, Abhängigkeit und Koexistenz – genutzt werden können, um Extremismus vorzubeugen.

Methodisch kombiniert das Kolleg geistes- und sozialwissenschaftliche Ansätze.

Die Rolle der HfJS in diesem Verbundprojekt möchte ich folgendermaßen zusammenfassen: Die Israel-Studien liefern in diesem DFG-Graduiertenkolleg einen wichtigen Beitrag zur Erforschung von Feindschaft und Ambivalenz, nicht zuletzt durch ihren Fokus auf arabisch-israelische und jüdisch-muslimische Beziehungen. Wir sind insbesondere für die enge Zusammenarbeit mit der Islamwissenschaft im Rahmen des Graduiertenkollegs dankbar: Das wäre an vielen anderen Standorten nicht möglich.

Der Autor ist Professor und Inhaber des Ben-Gurion-Lehrstuhls für Israel- und Nahoststudien der HfJS.



»Kreuzigung«, Darstellung aus Hildesheim (1170)



Verhandlungen über das Ende des Schwabenkrieges 1499 in Basel. Abbild im Luzerner Schilling (1533)



Das Kaufhaus Petersdorff in Wrocław, früher Breslau



Weizmann-Haus in Rehovot; beide Gebäude wurden von Erich Mendelsohn entworfen.

Fotos: Regina Stephan

Netzwerke der Moderne in Bewegung

ARCHITEKTUR *Erich Mendelsohn etablierte sich zunächst in Berlin. Später war er zwischen Großbritannien, Palästina und den USA tätig. Auf den Spuren einer Migrationsgeschichte*

VON ALEXANDRA KLEI

Erich (ab 1939 Eric) Mendelsohn (1887–1953) gilt als einer der wichtigsten Vertreter des Neuen Bauens in Europa. Seinen Skizzen und Bauten ist aufgrund ihrer Formensprache bis heute ein hohes Maß an Aufmerksamkeit gewiss.

Nachdem der Architekt in den 1920er-Jahren zunächst erfolgreich ein Büro in Berlin geführt hatte, musste er als Jude bereits im März 1933 Deutschland verlassen, um Ausgrenzung und Verfolgung zu entgehen. Gemeinsam mit seiner Frau Luise (ab 1939 Louise) emigrierte er zunächst nach Großbritannien und in das Britische Mandatsgebiet Palästina. 1941 übersiedelten sie schließlich in die USA.

Erstmals rücken die Netzwerke Mendelsohns ins Zentrum

In der Folge baute er wiederholt sein Büro neu auf, wobei sich die Rahmenbedingungen jeweils deutlich unterschieden. Eine Voraussetzung sowohl für die Akquise weiterer Bauprojekte als auch für ihre jeweilige Umsetzung war die Schaffung, Aufrechterhaltung und der Ausbau von Netzwerken. Ihre Erforschung ist nun Gegenstand des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten, architektur- und zeithistorisch

ausgerichteten interdisziplinären Projekts. Orientiert an den drei Phasen in Mendelsohns Leben und Wirken, gliedert sich das Vorhaben in drei Teilstudien. Ausgangspunkt sind dabei jeweils die Bürostrukturen mit den von ihnen angedachten und umgesetzten Vorhaben.

Es geht auch um die Bedeutung des Jüdischseins für Mendelsohn und sein Wirken.

Damit rücken sowohl Mendelsohns Mitarbeitende und Partner als auch die Ingenieurinnen und Ingenieure, Künstlerinnen und Künstler, Designerinnen und Designer sowie Garten- und Freiraumgestalterinnen und -gestalter ins Zentrum einer Auseinandersetzung – jene Menschen, mit denen er kooperierte, ebenso wie die Auftraggeberinnen und Auftraggeber, die ihm während der Emigration halfen, neue Bauvorhaben zu realisieren.

Das internationale Umfeld Mendelsohns soll als ein paradigmatisches Netzwerk der Moderne beschrieben und analysiert werden. Zugleich können

die Studien auch dazu dienen, erstmals Erkenntnisse zur Bedeutung des Jüdischseins für Mendelsohns Wirken zu gewinnen. So stellt sich beispielsweise die Frage, inwieweit seine Netzwerke in allererster Linie »jüdische Netzwerke« waren.

Angesiedelt sind die drei Teilstudien an drei Standorten: an der Professur für Architekturgeschichte der Hochschule Mainz (Phase I: Büros in München und Berlin; Projektmitarbeiterin: Svenja Weikinnis), an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (Phase II: Büros in Jerusalem und London; Projektmitarbeiter: Jan Lutteroth) sowie an der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der TU Braunschweig (Phase III: Büros in New York und San Francisco; Projektmitarbeiterin: die Autorin dieses Textes).

Methodisch kombiniert werden Archivrecherchen mit prosopografischen Ansätzen und Netzwerkanalysen, um sowohl institutionelle Strukturen als auch individuelle Karrieren sichtbar zu machen. Die Ergebnisse erscheinen in einer dreiteiligen Monografie. Aufgebaut wird zudem eine Datenbank mit den biografischen Daten der unterschiedlichen Akteurinnen und Akteure. Den Abschluss soll eine internationale Konferenz bilden.

Die Autorin ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Bet Tfila.



VON LAURA INGIANNI ALTMANN

Wie stärke ich den Staat von innen und bringe möglichst viele Bürgerinnen und Bürger dazu, nach modernen Prinzipien zu leben? Die Volkswirtin und Publizistin Erna Meyer (1890–1975) war die erfolgreichste Haushaltsreformerin im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus und prägte damit Wohnkultur, Geschlechterrollen und jüdische Lebenswelten im 20. Jahrhundert. Es gelang ihr, ihr Wissen und ihre Popularität aus dem Weimarer Deutschland ins Exil im britischen Mandatsgebiet Palästina und in Israel zu transferieren.

Beispielhaft ist ihre Mitwirkung an der Planung der Werkbund-Ausstellung »Die Wohnung« in Stuttgart (1927) und der Gestaltung neuer Küchen, die primär auf Basis ergonomischer und sozialer Gesichtspunkte konzipiert wurden.

Ein neues Forschungsprojekt der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) und des Leo Baeck Instituts Jerusalem, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), widmet sich nun erstmals umfassend Erna Meyers Wirken.

Unter Leitung von Rektor Andreas Brämer und in Kooperation mit der israelischen Architekturhistorikerin Sigal Davidi sowie der Verfasserin dieses Textes (die Kunsthistorikerin Laura Ingianni Altmann) wird untersucht, wie Meyer Wissen, Geschlechterrollen und jüdische Lebenswelten über Grenzen hinweg miteinander verwob.

Untersucht wird das intellektuelle Netzwerk von Akademikerinnen in Deutschland und Israel.

Im Zentrum stehen dabei Meyers Schriften, Korrespondenzen und bisher unveröffentlichte Dokumente, die zeigen, wie stark Meyer in die Diskurse um das Neue Bauen eingebunden war und wie sie ihre erfolgreiche Karriere aufbaute. Davidi und die Autorin dieser Zeilen bringen dabei ihre unterschiedlichen Expertisen ein: Davidi beleuchtet Meyers zweite Lebenshälfte und Schaffensphase im britischen Mandatsgebiet Palästina und in Israel, Altmann analysiert das intellektuelle Umfeld der Weimarer Zeit. So entsteht das facettenreiche Bild einer Frau, die zwischen zwei Heimaten – Deutschland und Israel – selbstbestimmt ihre Ideen umsetzte.

Besonders aufschlussreich sind die Fragen der Anpassung und des Transfers: Wie ließen sich die Ideen aus dem Weimarer Deutschland an Klima, Materialität und die sozialen Realitäten des Nahen Ostens anpassen? Welche neuen Rollen bot die Gestaltung des Heims für jüdische Frauen im Aufbau der jungen Gesellschaft Israels? In diesen Spannungsfeldern aus Rationalisierung, Modernität und kultureller Übersetzung spiegeln sich zentrale Dynamiken des 20. Jahrhunderts wider, die es zu erfassen gilt.

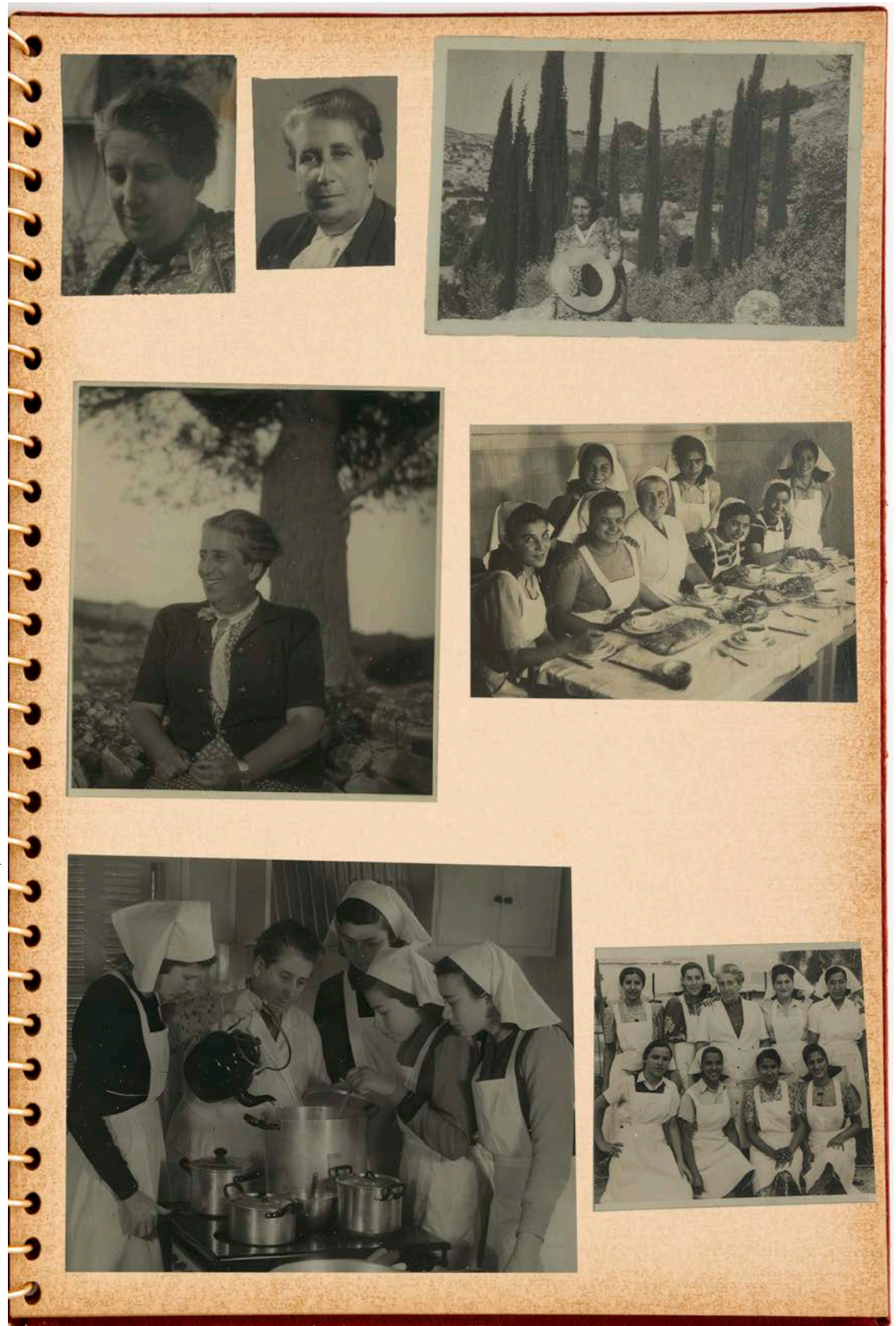
Die Autorin ist Kunsthistorikerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) an der HfJS.



Foto: Deutsche Nationalbibliothek Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt am Main

Erna Meyer und das Moderne Heim

REFORMERIN *Wohnen, Geschlecht und jüdische Lebenswelten im 20. Jahrhundert*



Erna Meyer mit Schülerinnen der Alice Seligsberg Berufsschule für Mädchen Jerusalem, zwischen 1943–1950



Bei der Einführungszeremonie für Dajanim, religiöse Richter, am Großen Rabbinatsgericht in der Residenz des israelischen Staatspräsidenten Isaac Herzog (v.M.) im Juni 2025 in Jerusalem.

Grenzen theokratischen Denkens

HALACHA Über die Spielräume für informelle

VON RONEN REICHMAN

Der Staat Israel bildet heute den Rahmen, in dem alte Impulse der jüdischen politischen Tradition mit Blick auf die Zukunft neu diskutiert werden sollten. Das gilt vor allem für die reichhaltige rabbinische Tradition. Man darf sie nicht denjenigen überlassen, die sie aus reinen Machtinteressen verzerren oder missbrauchen. Deshalb ist es wichtig zu fragen: Sind die Befürchtungen berechtigt, dass ein Rückzug auf das »Jüdische« im Projekt eines »jüdisch-demokratischen Staates« automatisch einen Rückfall in gottesstaatliche (theokratische) Denkmuster bedeutet?

Die Auslegung und ihr eigentliches Ziel

Um das zu beantworten, werfen wir einen systematischen Blick auf die klassische rabbinische Rechtstradition. Wenn die jüdische Religion nur aus einem System göttlicher Gesetze bestünde, die die Basis eines Staates bilden, dann müsste die Grundlage für einen rein jüdischen Staat logischerweise eine gottesstaatliche Verfassung sein. Doch genau dieses Konzept – so die These – wurde

im klassischen rabbinischen Rechtsdiskurs stark relativiert.

Überlieferte Regeln werden hinterfragt und einer kritischen Prüfung unterzogen.

Rabbinische Argumente sprengen nämlich den Rahmen einer bloßen Spurensuche nach dem göttlichen Willen. Wenn Rabbinen sich mit der Heiligen Schrift auseinandersetzen, suchen sie nicht starr nach der ursprünglichen »Absicht des Autors«. Vielmehr konzentrieren sie sich auf das, was der Text in sich hergibt. Das ermöglicht es ihnen, über die Methode des Midrasch (der Textauslegung) aktuelle Wertvorstellungen in das juristische Spiel miteinzubeziehen. Verbindliche Texte werden von den Rabbinen oft so kommentiert, dass ein echter, offener Diskurs entsteht.

Überlieferte Regeln werden hinterfragt und einer kritischen Prüfung unterzogen.

Die starke Orientierung am überlieferten Text bedeutet also keineswegs, dass die Interpretation alter Schriften der einzige Weg ist, das Recht weiterzuentwickeln. Um Gesetze zu vervollständigen, zu korrigieren oder anzupassen, nutzt das jüdische Recht auch das Gewohnheitsrecht, frühere Urteile (Präzedenzfälle) sowie die menschliche Vernunft und neue Gesetzgebungen.

Gerade das Gewohnheitsrecht (Minhag) ist tief verwurzelt. Die Anerkennung, die Bräuchen dabei zukommt, zeigt sich in der zugespitzten rabbinischen Formel: »Brauch hebt das Gesetz (Halacha) auf.« Damit wird betont, wie wichtig die tatsächliche Lebensrealität und die Praktiken der Gemeinde sind. An dieser Stelle zeigt sich bereits das Potenzial für demokratische Entscheidungsprozesse.

Die Macht der Rabbinen

Für den politischen Kontext besonders wichtig ist die Kompetenz, die die Rabbinen selbst in Anspruch nehmen: Sie können durch eigene Verordnungen (Takkanot) und Dekrete (Geserot) aktiv



salem

Foto: Flash 90

s im rabbinischen Rechtsdiskurs

es Recht und die Anerkennung politischer Macht

und gestaltend in das Programm der göttlichen Gesetzgebung eingreifen. Diese Werkzeuge haben die Rechtsentwicklung von den Anfängen bis heute maßgeblich geprägt.

Dabei unterscheidet die rabbinische Rechtslehre strikt zwischen biblisch begründeten Normen (aus der Tora: *de Oraita*) und von Rabbinen begründeten Normen (*de Rabbanan*). Als Grundlage für Letztere dient eine Passage aus dem 5. Buch Mose (17,11): »An die Weisung, die sie dir geben, und an das Urteil, das sie dir sagen, sollst du dich halten ...« Diese Befugnis, die in der Tora ursprünglich dem Obersten Gericht in Jerusalem zugesprochen wurde, begründet die rabbinische Autorität.

Die Rabbinen sehen in dieser biblischen Passage eine klare Ermächtigung zur Weiterentwicklung des Rechts. Die biblische Aufforderung zum Gehorsam wird so zu einer Art verfassungsrechtlichen Klausel, die ihnen legale Machtbefugnisse überträgt.

Diese juristische Begründung löst das alte »charismatische« Modell von Autorität ab: Nicht eine plötzliche göttliche Eingebung oder Wahrheit sichert die Autorität der Gelehrten, sondern ein quasi verfassungsrechtlicher Akt. Die Gottesherr-

schaft (Theokratie) wird durch die Herrschaft des Gesetzes und der Institutionen abgelöst.

Die Rabbinen nutzen die Kompetenzen sogar, um biblische Regeln bewusst zu unterwandern.

Die Rabbinen nutzen diese Kompetenzen sogar, um biblische Regeln bewusst zu unterwandern, wenn es die Situation erfordert. Für solche Problemfälle gilt die Regel: »Das Gericht darf eine Anordnung treffen und dabei eine biblische Vorschrift aufheben.«

Die eingebaute Spannung zwischen biblischem Recht und rabbinischen Korrekturen zeigt, wie sehr das gottesstaatliche Selbstverständnis hinterfragt wurde. Wenn Rabbinen Entscheidungen treffen, die dem biblischen Recht widersprechen – sei es durch neue Gesetze oder durch Richter-

sprüche –, agieren sie rein rechtspolitisch. Sie entscheiden vernünftig nach den Erfordernissen der jeweiligen Situation und passen das alte Recht an die Gegenwart an. Mit dieser Art des Handelns lösen sich die Rabbinen von einer starren Gesetzesbindung. Sie werden zu einer politischen Instanz mit eigenem Entscheidungsspielraum.

Raum für den Staat

Daraus ergibt sich ein grundlegendes Merkmal des jüdischen Rechtsdenkens: Das Recht lässt neben den Kernvorschriften der Tora bewusst Raum für flexibles, informelles Recht. Das hat eine große politisch-theoretische Folge: Wer dieses flexible Recht anerkennt, akzeptiert damit auch eine weltliche politische Macht, deren Träger ganz unterschiedliche Instanzen sein können – sei es historisch der König, sei es die Gemeinde oder so wie heute das israelische Parlament (die Knesset).

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Talmud, Codices und rabbinische Literatur der HfJS.



Mobilisiertes Mitleid

RELIGIONSFREIHEIT *Den Tierschutz als Argument gegen jüdische Schlachtpraktiken in Stellung zu bringen, hat in Deutschland Tradition. Ein Forschungsprojekt beleuchtet die Debatten*

VON FABIAN WEBER UND ANDREAS BRÄMER

Die Debatte um das Schächten, die rituelle Schlachtung von Tieren ohne vorherige Betäubung, ist in Deutschland weit mehr als eine veterinärmedizinische oder juristische Fachfrage. Sie berührt den Kern jüdischer Identität und fungiert gleichzeitig als hochemotionaler Resonanzraum für Fragen der Zugehörigkeit und Toleranz. In dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt wurde untersucht, wie Gefühle – insbesondere das Mitleid mit Tieren – in der frühen Bundesrepublik öffentlich konstruiert und politisch instrumentalisiert wurden, um jüdische Differenz zu markieren.

Um die Debatte zu verstehen, muss man die religiöse Praxis betrachten: Das Schächten ist untrennbar mit den jüdischen Speisegeboten, der Kaschrut, verbunden. Das Ziel ist ein schnelles Ausbluten des Tieres durch einen präzisen Halschnitt, da der Genuss von Blut im Judentum strikt untersagt ist. Nur wenn das Fleisch nach den Regeln der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, gewonnen wurde, gilt es als kosher. Diese Praxis wirkt nicht nur identitätsstiftend, sondern bildete historisch oft eine soziale und kulturelle Barriere zwischen der jüdischen Minderheit und der nicht-jüdischen Umwelt.

Im April 1933 wurde die betäubungslose Schlachtung reichsweit unter Strafe gestellt.

Die Diskussion in Deutschland ist schwer belastet: Bereits im April 1933 erließ die nationalsozialistische Reichsregierung ein Gesetz, das die betäubungslose Schlachtung reichsweit unter Strafe stellte. Es war eine der ersten Rechtsmaßnahmen mit evident antijüdischer Stoßrichtung.

Nach 1945 blieb dieses Verbot in den Köpfen vieler Menschen präsent. Zwar hoben die alliierten Militärregierungen in der britischen und amerikanischen Zone das Schächtverbot auf, um den Überlebenden des Holocaust eine religiöse Lebensführung zu ermöglichen, doch regte sich in der deutschen Bevölkerung bald massiver Widerstand.

Für die sogenannten Displaced Persons (DPs) – jüdische Überlebende aus Osteuropa, die im besetzten Deutschland strandeten – war die Versorgung mit koscherem Fleisch mehr als nur Ernährung. Es war ein Akt der »spirituellen Rehabilitation« und ein Symbol für die Rückkehr zu Menschlichkeit und Würde nach den Jahren der Entmenschlichung. Logistische Meisterleistungen wie das »Irish Kosher Meat Project« des Joint Distribution Committee (JDC), das 1948 Millionen Pfund koscheres Fleisch aus Irland importierte, unterstreichen dies. Der Schlachthof in München entwickelte sich zum logis-

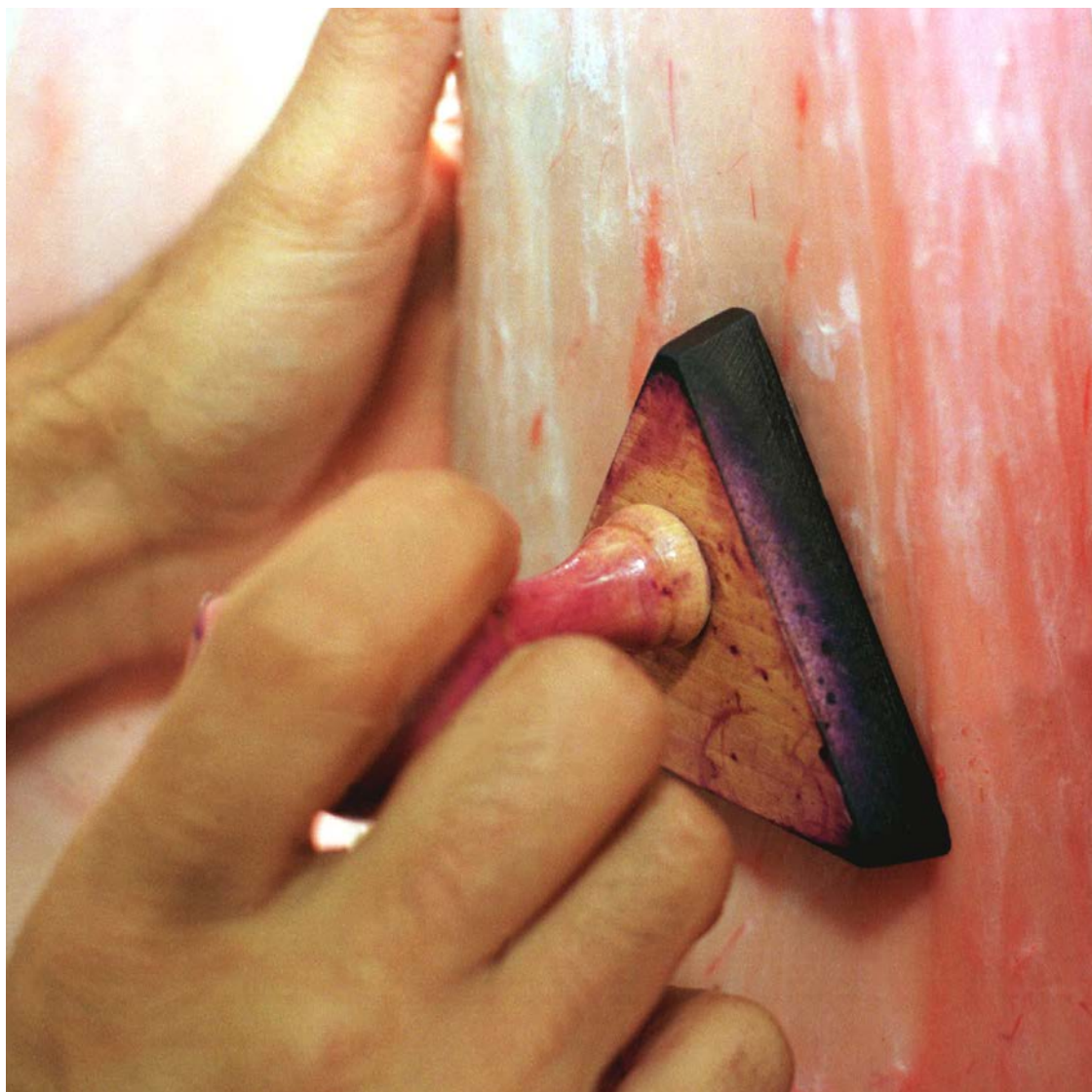


Foto: R.Marro/version

Koscherstempel auf frisch geschächtetem Fleisch

tischen Zentrum, das jüdische Gemeinden in ganz Westdeutschland versorgte.

Das Forschungsprojekt zeigt ein erschütterndes Paradox auf: In einer Gesellschaft, die kurz zuvor die industrielle Vernichtung menschlichen Lebens zugelassen hatte, wurde plötzlich die Empathie für »leidende Tiere« zur Legitimierung diskriminierender Maßnahmen gegen Juden eingesetzt. Die Tierschutzbewegung der frühen Bundesrepublik war dabei personell und ideologisch eng mit der NS-Vergangenheit verknüpft. Führende Schächtegegner wie Karl Ferdinand Finus hatten sich bereits während der NS-Zeit offen zum völkischen Antisemitismus bekannt.

»Stille Diplomatie« des Zentralrats der Juden

Die jüdische Seite reagierte auf die feindselige Stimmung oft mit »stiller Diplomatie«. Der Zentralrat der Juden in Deutschland agierte bewusst im Hintergrund und sicherte das Recht auf religiöse Schlachtung durch diskrete Absprachen mit Behörden. Man wollte in einem Umfeld, das kaum öffentliche Fürsprecher für die religiösen Rechte der Juden kannte, keine unnötige Aufmerksamkeit auf das Thema lenken. Ab den frühen 60er-Jahren wan-

delt sich die Debatte. Mit der einsetzenden Migration aus islamisch geprägten Ländern geriet zunehmend auch die muslimische Schlachtpraxis ins Visier der Tierschützer. Das Projekt weist nach, dass tradierte antisemitische Muster oft eins zu eins auf Muslime übertragen wurden. Während Juden oft als »unbelehrbar« diffamiert wurden, charakterisierte man Muslime als »barbarisch« oder »unzivilisiert«. In der Agitation von Tierschutzverbänden wurden beide Gruppen oft gemeinsam attackiert oder gezielt gegeneinander ausgespielt.

Die Erforschung der Schächtdebatte bietet tiefere Einblicke in die Verfasstheit der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Sie macht deutlich, wie tradierte Ressentiments und eine unzureichende Aufarbeitung der NS-Vergangenheit bis in die moderne Gesetzgebung hineinwirken. Das »mobilisierte Mitleid« dient dabei oft als Maske für tieferliegende Vorurteile und stellt bis heute einen Prüfstein für die Religionsfreiheit in einer pluralistischen Gesellschaft dar.

Fabian Weber ist Wissenschaftlicher Projektmitarbeiter und Andreas Brämer Rektor der HfJS.



VON MICHAEL ENGEL

Im 15. und 16. Jahrhundert begaben sich nicht nur Menschen auf Reisen – auch Ideen überschritten Grenzen, Sprachräume und kulturelle Horizonte. Ein neues Forschungsprojekt widmet sich der faszinierenden Wanderung jüdischer philosophischer Werke von der Provence nach Nord- und Mittelitalien und fragt danach, welche Spuren diese geistige Bewegung in den jüdischen Gemeinden Italiens hinterließ.

Beide Kulturräume waren seit Jahrhunderten tief von der philosophischen Tradition geprägt. Doch erst im 15. Jahrhundert lässt sich deutlich von einem gezielten und nachhaltigen Einfluss einer provencalischen Schule aristotelischer Philosophie auf das philosophische Schaffen italienischer Juden sprechen. Diesen Einfluss, seine Voraussetzungen, Übertragungswege und Wirkungen nimmt das Projekt in den Blick.

Im Zentrum steht die These, dass diese »Reise des Wissens« weit mehr bedeutete als einen bloßen Transfer von Büchern oder Manuskripten. Vielmehr veränderte sie nachhaltig die Denkweisen jüdischer Gelehrter in Italien, eröffnete neue Diskussionsräume und prägte eine intellektuelle Dynamik, deren Nachwirkungen sich später auch in anderen Zentren jüdischer Philosophie beobachten lassen.

Die Bewegung philosophischer Texte von Südfrankreich über die Alpen nach Italien erweist sich damit als ein bedeutendes, bislang jedoch nur unzureichend erforschtes Kapitel der jüdischen Geistesgeschichte. Sie macht sichtbar, wie eng verflochten die intellektuellen Netzwerke des Mittelmeerraums waren und wie intensiv der Austausch zwischen unterschiedlichen jüdischen Gemeinschaften verlief.

Zu den Autoren, deren Werke diesen Weg von der Provence nach Italien nahmen, zählt etwa Levi ben Gerschon (Gersonides), der Verfasser der berühmten Abhandlung *Die Kämpfe Gottes*, einer der einflussreichsten Texte der mittelalterlichen jüdischen Philosophie.

Schriften von Levi ben Gerschon, Moses Narboni und Nissim von Marseille werden untersucht

Ebenso werden die Schriften von Moses Narboni, Nissim von Marseille, Joseph Ibn Kaspi, Jedaiah Bedersi und weiteren Denkern in den Blick genommen. Ihre Werke zeichnen sich durch eine eigenständige Rezeption und Weiterentwicklung aristotelischer Philosophie aus, die in der Begegnung mit den intellektuellen Traditionen Italiens neue Akzente erhielt.

Das Projekt untersucht diese Texte aber nicht nur in ihrer inhaltlichen Argumentation, sondern auch im Hinblick auf ihre Wirkungsgeschichte und ihre konkrete Präsenz in italienischen Bibliotheken und Gelehrtenkreisen.

Methodisch nähert sich das Forschungsvorhaben diesem Themenfeld aus zwei sich ergänzenden Perspektiven. Zum einen rekonstruiert es die materielle Geschichte der Texte: den Weg der Manuskripte selbst, ihre Besitzerinnen und Besitzer, ihre Abschriften, ihre Weitergabe und ihre Bewegung von der Provence in die Städte Italiens wie Florenz, Mantua oder Venedig. Handschriften werden dabei als Zeugnisse lebendiger Praxis verstanden – als Objekte, die gelesen, kommentiert, weitergereicht und mitunter auch zensiert wurden.

Zum anderen richtet das Projekt den Blick auf die intellektuellen Reaktionen, die diese Werke



Fotos: Getty Images

Wandernde Weisheit

PHILOSOPHIE Jüdische Werke gelangten im 15. und 16. Jahrhundert aus der Provence nach Italien. Das hatte Folgen



Oben: Blick auf Avignon in Südfrankreich; unten: die italienische Stadt Florenz in der Toskana

hervorriefen. Diese zeigen sich in den Schriften bedeutender italienisch-jüdischer Autoren ebenso wie in den Randbemerkungen der Handschriften, in denen Leserinnen und Leser ihre Gedanken, Fragen, Zweifel oder Einwände festhielten. Gerade diese Marginalien eröffnen einen unmittelbaren Zugang zu den Denkbewegungen der Zeit. Sie dokumentieren Zustimmung und Kritik, Aneignung und Abgrenzung und machen sichtbar, wie Philosophie konkret rezipiert und weiterentwickelt wurde.

Von Bedeutung ist auch die christliche Zensur von hebräischen Büchern.

Auch die Tätigkeit der christlichen Zensur von hebräischen Büchern ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Mit ihr sind historisch belastete Assoziationen verbunden, doch zugleich liefert sie wichtige Hinweise auf die Wahrnehmung jüdischer philosophischer Literatur in einem christlich geprägten Umfeld. Zensurvermerke, Streichungen

und Korrekturen sind Teil der Überlieferungsgeschichte und geben Aufschluss über Spannungen, Anpassungsprozesse und Formen interkultureller Auseinandersetzung.

Ein differenziertes und lebendiges Bild einer Epoche intensiven geistigen Austauschs

Durch die Verbindung von materieller Kulturgeschichte und jüdischer Ideengeschichte entsteht so ein differenziertes und lebendiges Bild einer Epoche intensiven geistigen Austauschs.

Das Projekt trägt nicht nur dazu bei, ein bislang wenig beleuchtetes Kapitel der jüdischen Philosophie zu rekonstruieren, sondern lädt auch dazu ein, verbreitete historiografische Vorstellungen über Ursprung, Entwicklung und Verbreitungswege der vormodernen jüdischen Philosophie neu zu überdenken. Es zeigt auch, dass philosophische Traditionen nicht statisch sind, sondern sich in Bewegung entfalten – durch Migration, Übersetzung, Diskussion und kreative Aneignung. Gerade in dieser Dynamik wird die jüdische Philosophie der frühen Neuzeit als Teil einer größeren, transregionalen Geistesgeschichte sichtbar.

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte an der HfJS.



Treibgut im »Sea of Books«

BÜCHER In einem gigantischen Raubzug plünderten die Nationalsozialisten Bibliotheken jüdischer Gemeinden und Privatpersonen. Die Provenienzforschung widmet sich ihrer Geschichte – auch an der HfJS

VON PHILIPP ZSCHOMMLER

Der 2023 eröffnete Neubau der Israeli-schen Nationalbibliothek in Jerusalem enthält als zentrales architektonisches Element einen kreisrunden Lesesaal, genannt »Sea of Books«. Dabei verbindet ein trichterförmiger Lichtschacht mehrere Ebenen und erinnert so an einen Wasserwirbel. Die Bezeichnung des Saales mag auf die schier unüberschaubare Flut von Büchern aus allen Wissensgebieten zurückzuführen sein, die die Nationalbibliothek beherbergt. Die Meeres-Metapher lässt sich dabei nicht nur auf die Buchbestände übertragen, die sich in Jerusalem befinden, sondern darüber hinaus auch auf jene weniger beachteten, die weltweit verstreut sind.

Es handelt sich um die Überreste der von den Nationalsozialisten geplünderten Bibliotheken und um geraubte Bücher aus Privathaushalten. Nach Kriegsende wurde das, was erhalten und als Raubgut erkannt worden war, geborgen. Man unternahm Versuche, es den Überlebenden zurückzugeben. Der vermutlich größte Teil davon wurde vom Raubgut zum Treibgut und strandete scheinbar willkürlich an den unterschiedlichsten Orten. Einem Stück Treibholz gleich, war jedes einzelne Buch einer Strömung ausgesetzt, die es hierhin oder dorthin trieb oder in die Tiefe zwang – ein Resultat aus dem Wechselspiel zwischen den äußeren Verhältnissen und der Beschaffenheit des Buches.

Auch das Interesse am Schicksal der ehemaligen Besitzer wächst.

Prosaisch ausgedrückt: Die jeweiligen Interessen und Bedarfslagen bildeten die äußeren Verhältnisse, und die Beschaffenheit des Buches wurde durch den ihm zugeschriebenen Wert bemessen. Auf diese Weise gelangten etwa viele Judaica- und Hebraica-Bestände in unterschiedlichste Institutionen, seien es Gemeinden, Archive, Bibliotheken, Museen oder andere Bildungseinrichtungen. Erfreulicherweise steigt seit einigen Jahren die Motivation, in den kollektiven Zugängen von damals das Eigentum von Individuen zu erkennen und deren Biografien zu beleuchten.

Eine Büchersammlung, der wir in der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) derzeit unsere Aufmerksamkeit widmen, spiegelt diese beschriebenen Vorgänge wider. Wir bemü-

hen uns, die Herkunft der Bücher und ihre Zwischenstationen zu rekonstruieren, wo hinzugefügt und wo ausgesondert wurde. Es handelt sich um etwa 1300 alte Bücher, die die Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main im Jahr 2004 der HfJS zur Überlassung angeboten hatte. Bei der Begutachtung stellte sich heraus, dass es sich hauptsächlich um belletristische deutschsprachige Werke aus dem Zeitraum zwischen 1880 und 1935 handelte.

Da dieser Bestand nicht so recht in das Sammlungsprofil der HfJS passte und ohnehin in schlechtem Erhaltungszustand war, kam er zur Aufbewahrung zunächst ins Magazin, wo er sich heute noch befindet. Eine wiederholte Begutachtung unter neuen Fragestellungen 20 Jahre später führte dazu, dass wir diesen Bestand nun »Theresienstadt-Sammlung« nennen. Auffallend viele Personen, die wir anhand der Besitzvermerke in den Büchern identifizieren konnten, waren Insassen des Lagers oder Verwandte von Deportierten. Es handelt sich mehrheitlich um Jüdinnen und Juden, deren Heimat Böhmen und Mähren von einem Tag auf den anderen zu einem »Protektorat« degradiert worden war.

Stempel von Institutionen und andere Herkunftsmerkmale

Aber auch Stempel von diversen Institutionen oder von Leihbüchereien aus dem Bereich Böhmen und Mähren finden sich unter den Provenienzmerkmalen. Die Umstände, die dieser Sammlung ihre heutige Form gaben, sind noch nicht vollständig geklärt. Sehr deutliche Gebrauchsspuren an den Büchern könnten ebenfalls ein Indiz dafür sein, dass sie Teil der Theresienstädter Wanderbücherei waren; diese bestand aus Kisten mit einer in der Ghetto-Bücherei zusammengestellten Auswahl von Büchern, die zwischen den Wohnblöcken zirkulierten.

Bislang müssen wir uns hier mit Spekulationen begnügen. Sicher ist, dass diese Bücher einem Raubgutkontext entstammen, den wir in den geografischen Bereich Böhmen und Mähren verorten können. Nach 1945 kam es von Prag ausgehend zu enormen Umschichtungen von Buchbeständen, die zuvor ihren Eigentümerinnen und Eigentümern entrissen worden waren. Mehrere Akteure traten auf den Plan und bekundeten ihr Interesse oder ihre Ansprüche auf die Bestände. Darunter waren nicht nur Einzelpersonen, Gemeinden oder Bibliotheken, sondern auch Hilfsorganisationen wie das Joint Distribution Committee.

Bereits während der deutschen Besatzung hatte der »Joint« Hilfslieferungen in das KZ Theresienstadt organisiert. Nach der Befreiung kümmerte er sich gemeinsam mit der United Nations Relief





and Rehabilitation Administration (UNRRA) unter anderem um die Versorgung der Displaced Persons (DPs). Neben Lebensmitteln mussten auch dringend Bücher beschafft werden, um das Leben in den Auffanglagern erträglicher zu gestalten. Im August 1947 wurden laut einem internen Schriftwechsel des Joint 85.000 solcher »SOS Books« in Prag angekauft, um sie auf die DP-Lager zu verteilen. Neben Unterrichtsmaterial und religiöser Literatur wurde der Anteil an Belletristik auf etwa 40.000 Bücher beziffert.

Derzeit wird die Herkunft der »Theresienstadt-Sammlung« untersucht.

Möglicherweise bilden die Bücher aus dem Bestand, den wir in Heidelberg gegenwärtig untersuchen, ein Fragment aus der Lieferung aus Prag. Sehr wahrscheinlich diente das DP-Lager Zeilsheim als Zwischendestination der Bücher. Die Tatsache, dass die heute in der Sammlung befindlichen belletristischen Werke alle deutschsprachig sind und von vielen DPs nicht gelesen werden konnten, gibt jedoch Rätsel auf.

Auf entsprechende Verteilungsschwierigkeiten weist auch ein zeitgenössisches Schreiben hin, in dem die Sinnhaftigkeit der Lieferung großer Mengen englischsprachiger Literatur angezweifelt wurde. Zu einem noch unbekanntem Zeitpunkt jedenfalls strandeten »unsere« Bücher bei der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt, sei es über Zeilsheim oder über den direkten Weg. Weitere Recherchen hierzu stehen noch aus.

Der Entsorgung und Aussortierung entgangen

Mehrere Bücher unserer Sammlung enthalten unterschiedliche Stempel, etwa des Jüdischen Altersheims oder des Jüdischen Jugendzentrums in Frankfurt am Main, wodurch ihre Nutzung nach 1945 belegt wird. Bisher ist nicht klar, ob sich zu den Prager Büchern neu-alte Bücher aus Frankfurt hinzugesellten oder ob Prager Bücher per Stempel in den Gemeindebestand einverleibt worden waren.

Offensichtlich waren sie in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht mehr benutzt worden, und es ist erfreulich, dass sie einer Entsorgung entgangen sind. Auch wenn die Sammlung mehrere Aussortierungen durchlaufen hat, vermittelt sie doch einen außergewöhnlichen Eindruck davon, welche Literatur in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen in Mode war.

Interessanterweise stehen die teils sehr hohen Auflagen mancher dieser Titel in einem überraschenden Kontrast zu ihrem heutigen Vorhandensein in deutschen Bibliotheken. Wichtiger als die Bücher sind aber die Menschen, die sie einst besessen haben. Unser vorrangiges Ziel ist, die Eigentümerinnen und Eigentümer anhand ihrer zurückgelassenen Spuren zu identifizieren und mögliche Nachkommen zu finden, um die Bücher des »Sea of Books« wieder in angestammte Gewässer zu manövrieren.

Der Autor ist Projektmitarbeiter im Bereich Provenienzforschung am Lehrstuhl Geschichte des Jüdischen Volkes der HfJS.





Foto: Jürgen Bambrowicz, Westoverledingen 2015



Foto: Pia Schlechter

Seit 2013 ist das 1910 errichtete Schulgebäude als »Ehemalige Jüdische Schule Leer« ein öffentlicher Ort mit eigener Programmarbeit.

Strategien zur Anerkennung

LEBENSWELTEN *Das Forschungsprojekt »Jüdisches Welterbe – lokales jüdisches Erbe in Deutschland« beleuchtet die Bedeutungsverschiebungen historischer Orte in der Gegenwart*

VON JOHANNES HEIL

Vielleicht kennen Sie Leer in Ostfriesland? Da fährt man auf dem Weg zu den Nordseeinseln vorbei. Dabei lohnt sich Leer tatsächlich auch für einen Halt. Es ist ein hübsches Städtchen mit schmucken Häusern, Plätzen und Cafés, es gibt einen Binnenhafen mit schönen Schiffen und anderes mehr.

Leer – und das wissen die wenigsten – ist zugleich auch ein bedeutender jüdischer Ort (gewesen). Die Synagoge der jüdischen Gemeinde, die seit dem frühen 17. Jahrhundert bestanden hat, wurde 1938 zerstört. Erhalten ist das Gebäude der ehemaligen Schule der Gemeinde, die zum Landrabbinat Emden gehörte und in ihrer Blütezeit mehr als 300 Personen zählte.

In der Unauffälligkeit liegt die Bedeutung eines Ortes wie Leer in Ostfriesland

Seit 2013 ist das 1910 errichtete Schulgebäude als »Ehemalige Jüdische Schule Leer« ein öffentlicher Ort mit eigener Programmarbeit unter wissenschaftlicher Leitung von Susanne Bracht, einer Absolventin der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS). Die Einrichtung versteht sich als »Gedenk- und Begegnungsstätte in der Trägerschaft des Landkreises Leer«. Der Platz der früheren Synagoge, die beiden erhaltenen Fried-

höfe und auch das Schulgebäude werden zum jüdischen kulturellen Erbe gerechnet.

Das alles klingt vielleicht nicht sonderlich spektakulär, aber in dieser Unauffälligkeit, die einmal eine ganz gewöhnliche Lebenswelt gewesen ist, liegt die Bedeutung eines Ortes wie Leer in Ostfriesland. Denn das Leeraner Ensemble ist einer von sehr vielen vergleichbaren Orten in Deutschland. Gemeinsam ist ihnen, dass ihre Geschichte abgeschlossen ist, denn sie ist gewaltsam beendet worden.

Gemeinsam ist vielen Kleinstädten, dass ihre jüdische Geschichte abgeschlossen ist.

Nur wenige Jüdinnen und Juden leben heute an solchen kleineren Orten, Gemeinden können sie kaum bilden, und jeder Gedanke an irgendeine Form von »Renaissance« des Kleinstadt- und Landjudentums erscheint völlig illusorisch.

Große jüdische Orte des deutschsprachigen Raums, die sogenannten SchUM-Städte am Rhein

und das Erfurter Ensemble haben in den vergangenen Jahren große Anstrengungen unternommen und Einträge in der Liste des UNESCO-Weltkulturerbes geschafft. Andere könnten folgen. Als frühe und beständige Zeugen der aschkenasischen Lebenswelt ist dieser Titel nur angemessen. Denn jüdische Zeugnisse haben nicht weniger Anteil am kulturellen Erbe als steinzeitliche Pfahlbauten am Bodensee, Kathedralen, Schlösser oder frühe Industriebauten. Mainz, Speyer und Erfurt haben heute auch wieder jüdische Gemeinden mit neuen Synagogen und Gemeindevorständen, die Wormser Synagoge gehört zur Jüdischen Gemeinde Mainz.

Wie sehr ist ein Gebäude noch Synagoge?

Was bewirkt der Welterbetitel, was bewirken jüdische Orte anderswo, was überhaupt sind sie, und wofür werden sie gehalten? Was – anders gefragt – macht einen jüdischen Ort aus, wenn dort niemand betet und keine Gemeinde besteht, und wie sehr ist ein Gebäude noch Synagoge, wenn dort Führungen angeboten werden, Konzerte oder Lesungen mit mehr oder weniger Bezug zur Geschichte dieser Stätte veranstaltet werden und ein Trägerverein, eine Kommune oder ein Landkreis sich um Erhalt und »Bespielung« des »Objekts« kümmern? Und schließlich: Welche Bedeutung hat die Wormser Synagoge für das Leben der Jüdischen Gemeinde Mainz, und wie viel



Foto: Marco Limberg

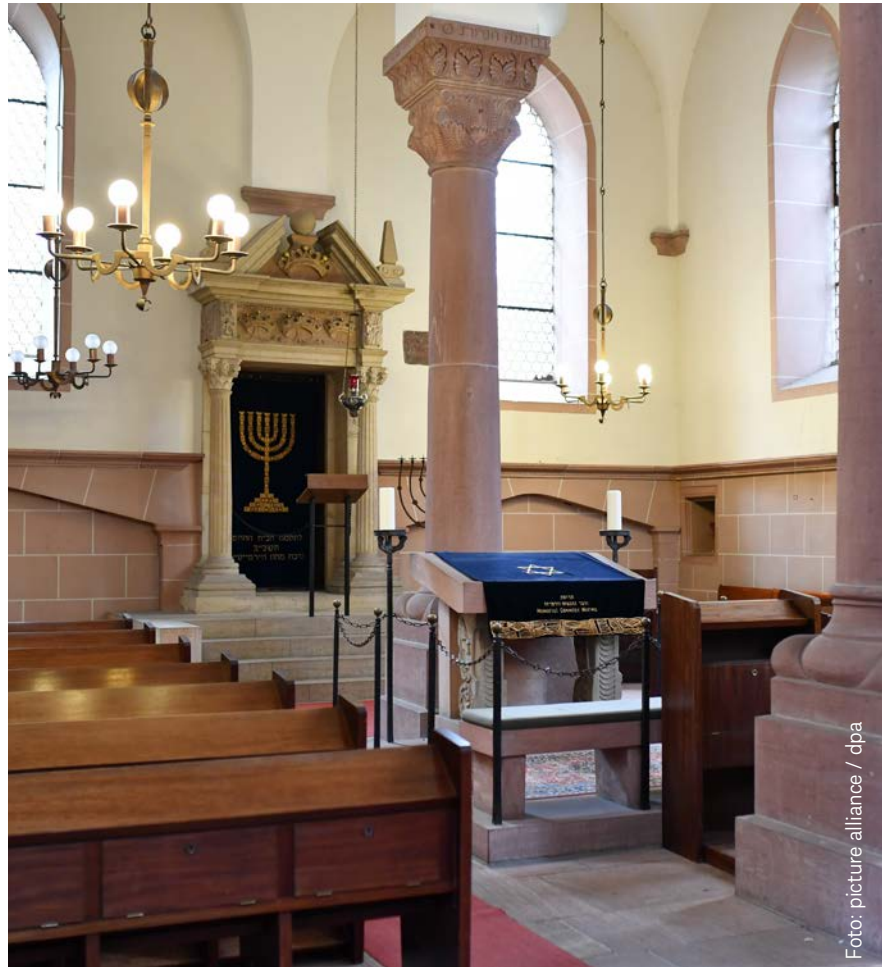


Foto: picture alliance / dpa

Die SchUM-Städte und ihre jüdischen Stätten sind Teil des UNESCO-Weltkulturerbes: die Synagogen in Erfurt (l.) und Worms

davon teilt sich Besuchergruppen mit, die neben dem Dom auch Synagoge, Mikwe und Friedhof besuchen?

Das sind nur einige der vielen Fragen, die sich im Abstand zwischen den prominenten Welterbestätten und den vielen Zeugen jüdischer Geschichte in kleineren Orten stellen. Das Forschungsprojekt »Jüdisches Welterbe – lokales jüdisches Erbe in Deutschland« hat Anfang des Jahres seine Arbeit aufgenommen und nennt im Untertitel programmatisch Fragestellungen nach »Bedeutungsverschiebungen, Inwertsetzungen und Transformationsperspektiven«.

Diesen Fragen wird in den kommenden drei Jahren im Rahmen des Schwerpunktprogramms »Jüdisches Kulturerbe« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) nachgegangen. Unter Leitung des Autors dieser Zeilen (Historiker am Ignatz-Bubis-Lehrstuhl, HfJS) und des Kulturgeografen Thomas Schmitt (Heidelberg Center for Cultural Heritage, Universität Heidelberg) untersuchen Imen Ben Temelliste (Jüdische Studien), Michaela Boettner (Heritage Studies) und Pia Schlechter (Empirische Kulturwissenschaften) bundesweit beispielhafte jüdische Orte ganz unterschiedlichen Formats.

Akteure zusammenbringen und ihr Know-how in Projekte einfließen lassen

Neben den genannten UNESCO-Welterbestätten am Rhein und in Erfurt sowie der Ehemaligen Jüdischen Schule Leer gehören dazu das Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte und Kultur in Halberstadt, erhaltene Synagogen in kleineren Städten und Orten im Umkreis von Heidelberg wie auch in Süddeutschland sowie das weiter im Aufbau begriffene Museum in Köln mit dem sperrig erscheinenden Titel »MiQua. LVR-jüdisches Museum im Archäologischen Quartier«; dabei steht LVR für den Landschaftsverband Rheinland als Träger

in Kooperation mit der Stadt Köln und weiteren Partnerinstitutionen.

Zum Vorgehen: Zur Gewinnung von Eindrücken und Daten erfasst das Team mit anonymisierten Fragebögen Einschätzungen von den Besuchern der Stätten, jeweils im Vor- und Nachgang ihres Besuchs. Mit der zweifachen Befragung wird sichergestellt, dass individuelles Vorwissen, Erwartungen und Ertrag der Besucher festgehalten werden.

Nicht minder wichtig sind Gespräche mit Akteurinnen und Akteuren vor Ort, neben Initiatoren, Trägern und Zuwendungsgebern – vor allem solchen auf der Leitungs- und Programmebene wie auch im regulären Hausbetrieb. Hier stehen Konzepte und Ziele im Fokus, vor allem aber der reiche Erfahrungsschatz von leitenden und mitarbeitenden Personen.

Aktuelle Ereignisse wie die Pandemie oder Kriege prägen die Arbeit mit.

In den Gesprächen sollen dann auch die vielschichtigen Herausforderungen herausgearbeitet werden, vor die sich Lern- und Begegnungsorte gegenwärtig gestellt sehen. Dazu zählen Veränderungen infolge sich wandelnder Medienformate oder strukturelle Probleme durch knappe kommunale Haushaltslagen, aber auch die Mühen der Alltagsarbeit, etwa die Notwendigkeit, ehrenamtliche Unterstützer für die Arbeit kleinerer Kulturerbestätten zu gewinnen. Ferner unternimmt das

Projekt eine vergleichende Rekonstruktion der Prozesse, die zur Etablierung der Stätten jüdischen Kulturerbes als öffentliche Orte führten. Das betrifft sowohl die Strategien zur Anerkennung der SchUM-Städte wie Erfurt als Weltkulturerbe, aber ebenso lokale Verläufe zur Sichtbarmachung, Inwertsetzung und Erhaltung jüdischen Kulturerbes gerade in kleineren Orten.

Es versteht sich, dass auch die Zeitereignisse, von der Pandemie über den Terrorüberfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 samt seinen Folgen bis hin zu den weiterhin andauernden Kriegen in der Ukraine und im Nahen Osten, die Arbeit an Orten des jüdischen Kulturerbes mitprägen. Erwartungen und Einstellungen verändern sich, Strategien zum Umgang mit antisemitischen Vorfällen werden dringlicher. Hier kann das Projekt unmittelbar unterstützend wirken, nicht zuletzt durch die Benennung von Möglichkeiten zur Intensivierung der Vermittlungs- und Bildungspotenziale der Stätten.

Die vergleichende Anlage des Projektes wird helfen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen jüdischen Welterbestätten und sonstigen jüdischen Kulturerbestätten, also auch den möglichen »Mehrwert« des Welterbetitels, zu identifizieren.

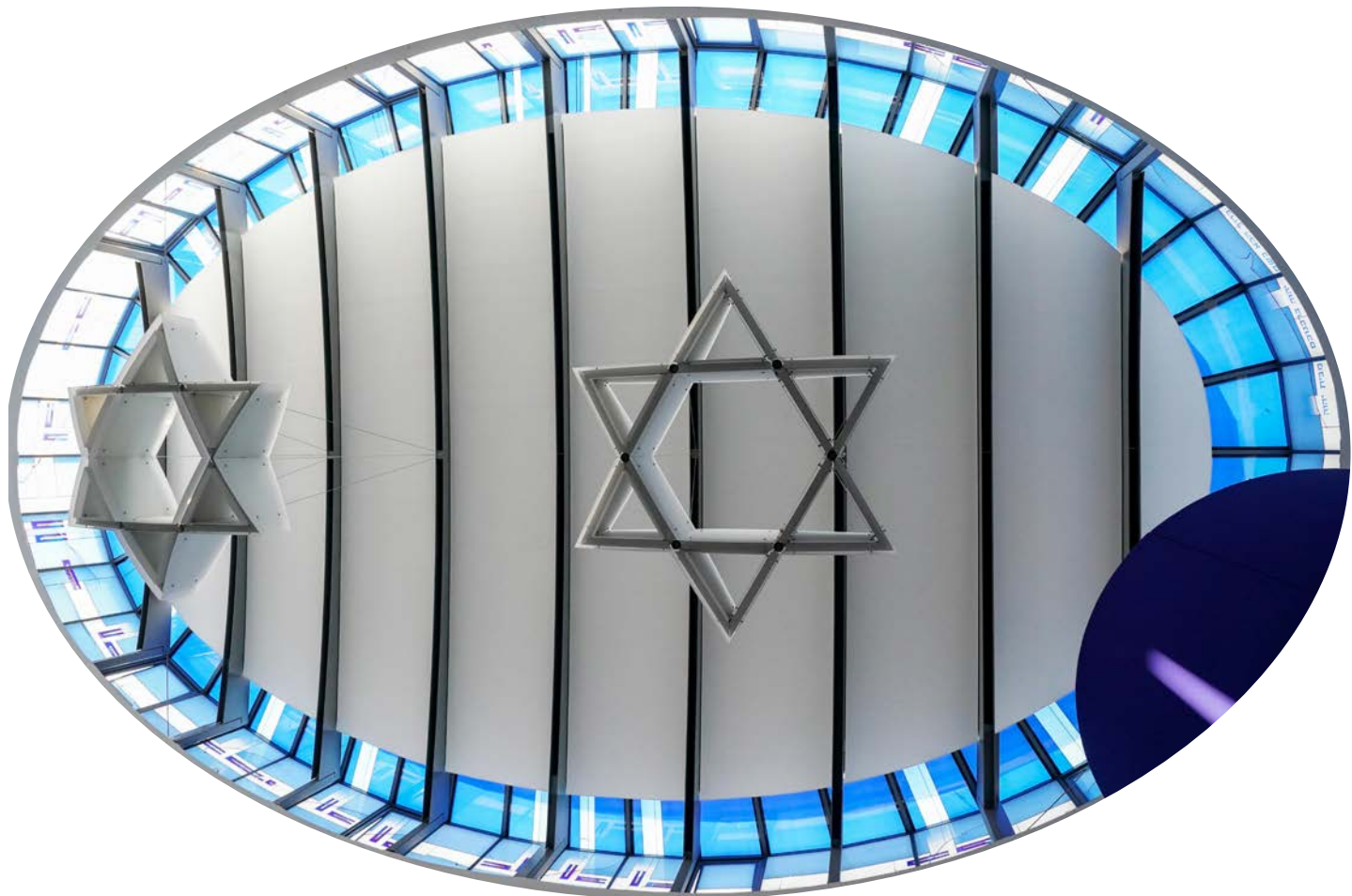
Mit Workshops, Gruppenarbeit und daraus hervorgehenden Publikationen sowie überhaupt mit seinem kommunikativen Ansatz trägt dieses Projekt den Ansprüchen des Schwerpunktprogramms Jüdisches Kulturerbe auf transferorientierte, partizipatorische Forschung und der Perspektivierung kultureller Nachhaltigkeit in hohem Maße Rechnung.

Der Autor ist Inhaber des Ignatz-Bubis-Lehrstuhls für Geschichte, Religion und Kultur des europäischen Judentums der HfJS.



Jüdische Räume als Spiegel unserer Zeit

KULTURERBE Wissenschaftler beleuchten das Spannungsfeld zwischen religiöser Praxis, Denkmalpflege, Tourismus und politischer Inszenierung



VON ANDREAS BRÄMER, ULRICH KNUFINKE UND
MIRKO PRZYSTAWIK

Wenn in Hamburg über den Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge debattiert wird oder in Potsdam ein neues Synagogenzentrum entsteht, geht es um weit mehr als um Steine und Mörtel. Es geht um die Frage, wie jüdische Geschichte im öffentlichen Raum sichtbar gemacht wird und wer die Deutungshoheit über diese Orte besitzt. Das DFG-Projekt »Konstruktionen jüdischen Kulturerbes im Spiegel gegenwärtiger Diskurse zu jüdischen Architekturen und Räumen – Innen- und Außenperspektiven« nimmt diese Dynamiken unter die Lupe. In einer interdisziplinären Kooperation zwischen der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der Technischen Universität Braunschweig wird beleuchtet, wie jüdische Architekturen als »Resonanzräume« jüdischen Selbstverständnisses fungieren.

Lange Zeit wurde jüdische Architektur primär unter musealen Gesichtspunkten oder als Zeugnis einer zerstörten Vergangenheit betrachtet. Das aktuelle Forschungsprojekt bricht mit dieser statischen Sichtweise. In Anlehnung an moderne

Konzepte der Critical Heritage Studies begreifen die Forschenden Kulturerbe nicht als gegeben, sondern als einen Prozess des »Doing Heritage«. Jede Generation, so die zugrunde liegende These, verhandelt ihr Erbe neu.

Dabei steht das Spannungsfeld zwischen religiöser Praxis, staatlicher Denkmalpflege, Tourismus und politischer Inszenierung im Fokus. Während für eine jüdische Gemeinde die Synagoge in erster Linie ein Ort des Gebets und der Gemeinschaft ist, kann derselbe Ort für eine Stadtverwaltung ein prestigeträchtiges Denkmal oder für Touristen ein »authentischer« Erinnerungsort sein. Diese unterschiedlichen Perspektiven – die Innen- und Außenansichten – führen unweigerlich zu Aushandlungsprozessen, die oft von Spannungen und Konflikten geprägt sind.

Das Projekt baut auf einer ersten Förderphase auf, die sich intensiv mit literarischen und theoretischen Texten von der Zeit der Aufklärung (Haskala) bis in die 60er-Jahre befasste. Dabei wurde deutlich, dass Architektur und Text untrennbar miteinander verbunden sind: Literarische Darstellungen von Räumen prägen unsere Wahrnehmung der gebauten Realität und umgekehrt.

In der nun laufenden zweiten Phase richtet sich der Blick verstärkt auf die Zeit nach 1945 bis in

die unmittelbare Gegenwart. Die Forschenden identifizieren dabei verschiedene Zyklen der jüdischen Baugeschichte in Deutschland:

- Die Nachkriegszeit (1945–1950): geprägt von den Provisorien der »Displaced Persons« (DPs) und ersten architektonischen Spuren in den DP-Lagern.

- Der Aufbruch der 50er- und 60er-Jahre: die Ära der Gemeindegründungen und der Bau von Synagogen, die oft als Symbole der demokratischen Integration fungierten.

- Die Stagnation der 80er-Jahre: eine Phase, in der viele historische Orte vernachlässigt wurden oder in Vergessenheit zu geraten drohten.

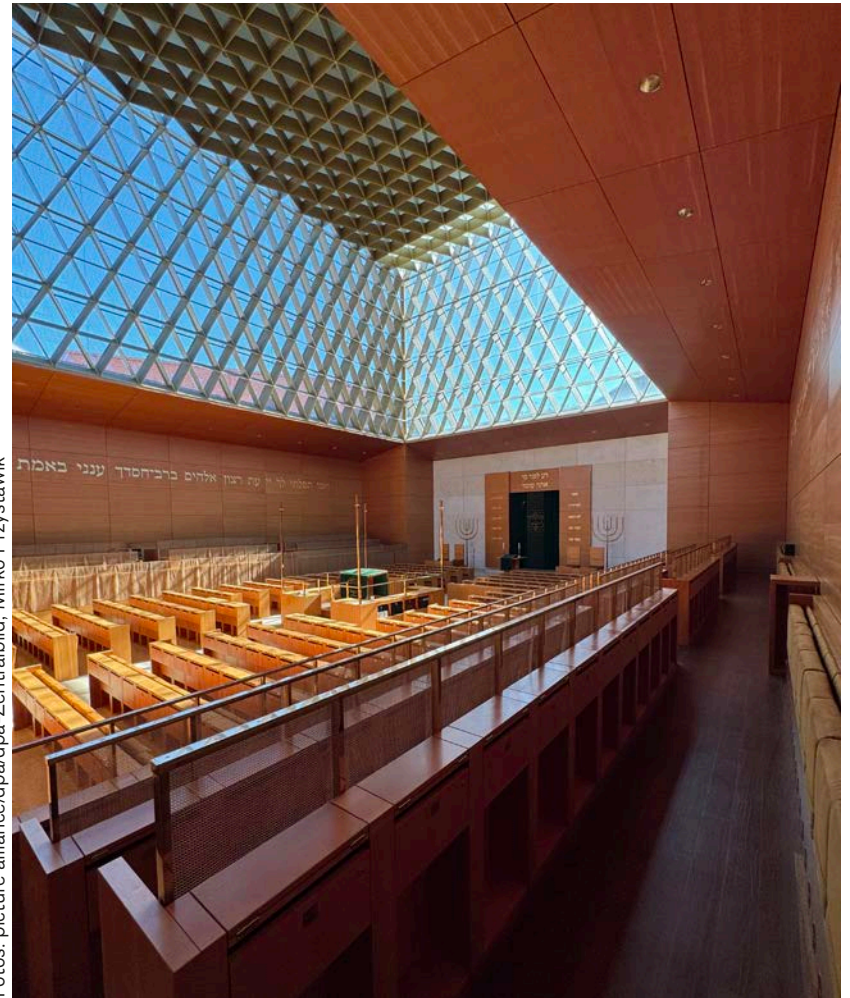
- Wiederbelebung und Neubau (seit 1990): Durch die Zuwanderung jüdischer Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion entstanden völlig neue Bedarfe und eine neue Vielfalt jüdischen Lebens, die sich auch architektonisch in zahlreichen Neubauprojekten manifestiert.

Verknüpfung von Theorie und Praxis

Um die theoretischen Fragen mit der Praxis zu verknüpfen, untersuchen die Teams in Heidelberg und Braunschweig eine Vielzahl von Fallbeispielen, die die gesamte Bandbreite jüdischer Räum-



Fotos: picture alliance/dpa/dpa-Zentralbild, Mirko Przystawik



Ruine der Synagoge Hamburg in der Poolstraße (l); Innenansicht der Synagoge München

lichkeit abdecken: In der Hansestadt steht das Projekt der Einheitsgemeinde zum Wiederaufbau der Großen Synagoge am Bornplatz im Zentrum der Debatte. Gleichzeitig rücken Orte wie der ehemalige Israelitische Tempel in der Poolstraße oder die Nutzung des Betty-Heine-Saals in den Blickpunkt, die zeigen, wie vielfältig jüdische Räume jenseits der großen Repräsentationsbauten sind.

Besonders faszinierend ist die Situation in Dresden, wo die 2021 gegründete chassidisch-liberale Gemeinde eine Synagoge in einem ehemaligen Bahnhof einrichtete. Dass von genau diesem Ort während der NS-Zeit Menschen deportiert wurden, verleiht dem Raum eine tiefgehende, schmerzhaft Doppeldeutigkeit zwischen Gedenkstätte und lebendigem Gemeindezentrum.

An den SchUM-Stätten Mainz und Worms zeigt sich die Herausforderung, mittelalterliches Erbe für die Gegenwart zu erhalten. Während in Mainz die moderne Synagoge von Manuel Herz architektonische Maßstäbe setzt, kämpft die wieder aufgebaute mittelalterliche Synagoge in Worms mit massiven Setzungsrissen durch klimatische Veränderungen – ein Beispiel dafür, wie physische Realität und Denkmalschutz kollidieren.

In Berlin wird deutlich, wie die Zuwanderung aus Israel und der ehemaligen Sowjetunion das Stadtbild verändert. Hier konkurrieren architektonische Instandsetzungen, wie in der Rykestraße, mit neuen Grabungen und Diskussionen um verlorene Orte wie die Reformsynagoge.

Um zu verstehen, wie diese Orte »konstruiert« werden, nutzt das Projekt ein breites Spektrum an Methoden. Neben der klassischen Archivrecherche in Bauakten stehen qualitative Experteninterviews mit Architekten, Denkmalpflegern, Politikern und Gemeindegliedern im Vordergrund. Ethnografische Ortsbegehungen helfen zudem zu erfassen, wie die Menschen diese Räume im Alltag tatsächlich nutzen. Ein innovativer Ansatz ist

die Analyse von Textgattungen, die normalerweise selten mit Architektur in Verbindung gebracht werden: Reiseliteratur, Postkarten, Einweihungsschriften, aber auch zeitgenössische Romane und Social-Media-Diskurse werden daraufhin untersucht, welches Bild jüdischen Erbes sie vermitteln. Dabei wird auch die Rolle von »Biases« (Voreingenommenheiten) kritisch reflektiert – etwa wenn die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft jüdischen Gemeinden bestimmte »authentische« Rollen zuschreibt, die diese gar nicht erfüllen wollen.

Die Ergebnisse des Projekts fließen nicht nur in Fachpublikationen ein, sondern werden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

- Online-Anthologie »jüdische Text-Architekturen«: Diese frei zugängliche Plattform (juedischedeutscharchitekturen.online) präsentiert Quellentexte und wissenschaftliche Kommentare zur Verbindung von Literatur und Architektur. Nutzer können über Zeitstrahlen, Karten oder Themenkategorien



Das Projekt hebt die Vielstimmigkeit jüdischer Positionen hervor und setzt ein Zeichen gegen Vereinfachung jüdischer Identität.

wie »Identitätsorte«, »Migration« oder »Antisemitismus« tief in die Materie eintauchen.

- Mobile Info-Tafeln: Geplant ist ein digitales Format für Smartphones, das als ortsbezogene »mobile Ausstellung« fungiert. So können Passanten direkt vor einem historischen oder neu errichteten Gebäude Informationen zur Geschichte und zu den aktuellen Debatten dieses Ortes abrufen.

- Geschichtomat: In Zusammenarbeit mit dem Hamburger Vermittlungsprojekt »Geschichtomat« (geschichtomat.de) werden Forschungsergebnisse so aufbereitet, dass sie auch in der Bildungsarbeit mit Schülern genutzt werden können.

Das Projekt der Hochschule für Jüdische Studien und seiner Partner, Teil des DFG-Schwerpunktprogramms »Jüdisches Kulturerbe«, zeigt eindrücklich: Jüdische Räume sind keine statischen Relikte. Sie sind »aktive Bühnen gesellschaftlicher Aushandlungen«. In einer Zeit, in der Fragen von Identität, Zugehörigkeit und Erinnerungskultur intensiv debattiert werden, liefert diese Forschung das notwendige Fundament, um jüdisches Leben in Deutschland nicht nur als Teil der Geschichte, sondern als vitalen Bestandteil der Gegenwart zu begreifen. Indem das Projekt die Vielstimmigkeit jüdischer Positionen von orthodox bis liberal, von altingesessen bis neu zugewandert hervorhebt, setzt es ein Zeichen gegen die Homogenisierung und Vereinfachung jüdischer Identität durch die Mehrheitsgesellschaft. Es macht deutlich: Wer die Architektur jüdischer Räume versteht, versteht auch viel über den Zustand unserer heutigen Gesellschaft.

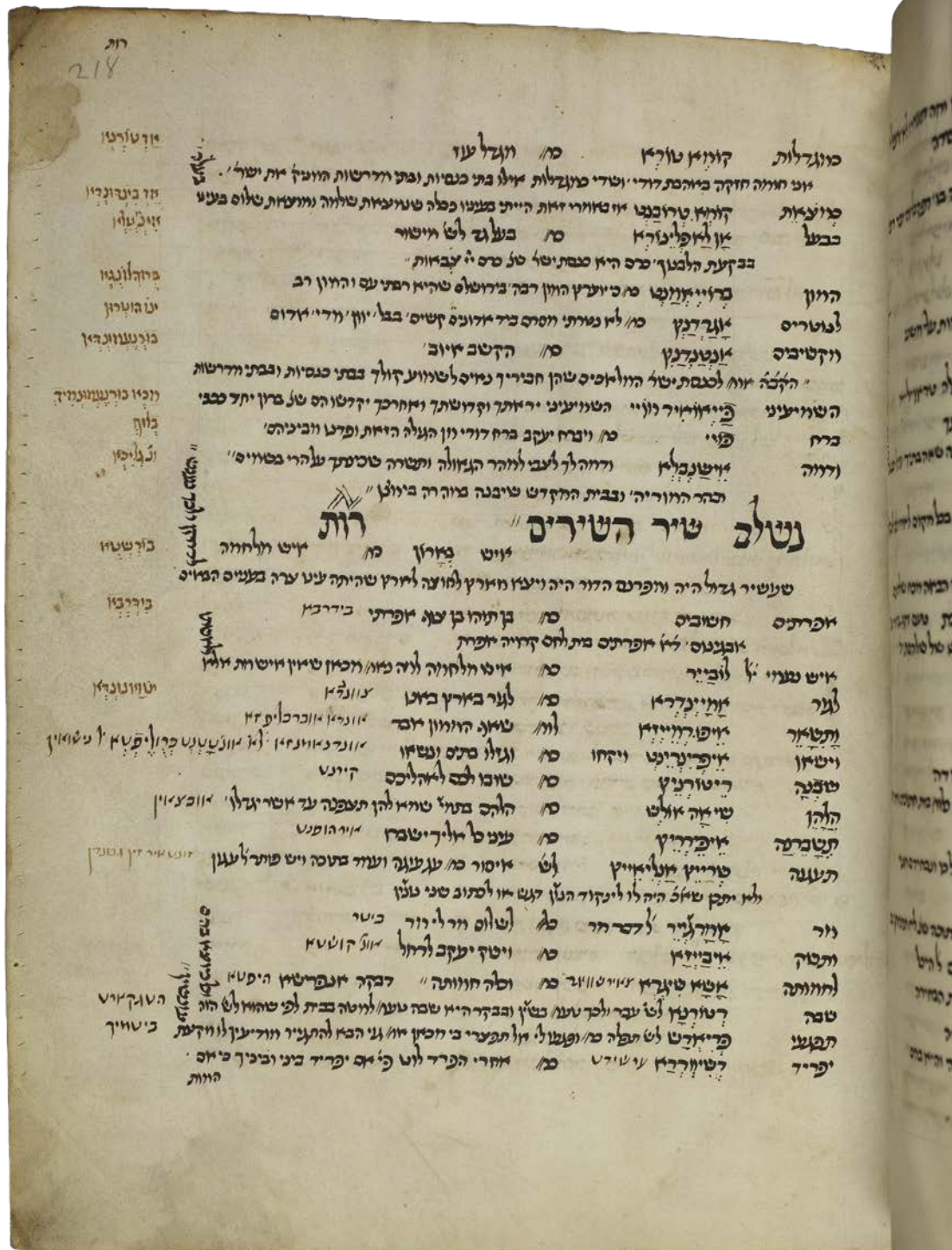
■ *Andreas Brämer ist Rektor der HfJS.*

Ulrich Knufinke ist Wissenschaftlicher Leiter und Mirko Przystawik Architekturhistoriker an der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa der TU Braunschweig.



Übersetzen, Auslegen und alles dazwischen

BIBELGLOSSARE Ein Projekt setzt sich mit verborgenen Kulturträgern aus dem Mittelalter auseinander – den Geheimnissen der »Potrim«



VON YONA-DVIR SHALEM

יִנְתֵּן בְּךָ עֲזָיָאֵל אֲמָרוּ מִפִּי חֲגִי זְכָרְיָה וּמִלְאָכְכִי וְנִדְדַעְזָעָה אֶרֶץ יִשְׂרָאֵל אֶרְבַּע מֵאוֹת פְּרָסָה עַל אֶרְבַּע מֵאוֹת פְּרָסָה. יִצְתָהּ בֵּת קוֹל וְאָמְרָה: מִי הוּא זֶה שְׂגִילָה סְתָרַי לְבִנֵי אָדָם? [...] וְעוֹד בִּיקֵשׁ לְגִלוֹת תַּרְגוּם שֶׁל כְּתוּבִים, יִצְתָהּ בֵּת קוֹל וְאָמְרָה לוֹ: דִּיִּיךְ! מֵאֵי טַעְמָא – מִשּׁוּם דְּאֵית בֵּיה קִץ מְשִׁיחַ.
»Die Übersetzung der Propheten verfasste Jonathan, der Sohn Uzzi'els, nach der Unterweisung Haggais, Zekharyas und Mal'akhis. Das Land Israel erbebte (auf) 400 zu 400 Parasangen, und eine himmlische Stimme (Bat Kol) ertönte und sprach: Wer ist es, der meine Geheimnisse den Menschenkindern verraten hat? (...) Er wollte auch die Übersetzung der Hagiographen veröffentlichen, da ertönte (wiederum) die himmlische Stimme und sprach: Begnüge dich. – Weshalb? – Weil in diesen das messianische Ende enthalten ist« (Babylonischer Talmud, Traktat Megilla 3a).

Übersetzen ist stets eine Form des Interpretierens. Der Talmud wusste dies – und genau deshalb warnt bereits der Traktat Megilla vor den Geheimnissen, die ans Licht treten können, wenn biblische Texte so übersetzt werden, wie die Propheten sie überliefert haben. Am Lehrstuhl schreckt man vor diesen Geheimnissen nicht zurück, sondern ist daran interessiert, jenen Geheimnissen weiter nachzuspüren, die die Bibelerklärer (Potrim) des 12. bis 14. Jahrhunderts zutage gefördert haben. Im Rahmen des Projekts »Bibelglossare als verborgene Kulturträger« werden gegenwärtig sechs (Teil-)Bibelglossare (Sifre Pitronot) bearbeitet. Mit über 100.000 Einträgen öffnen sie ein breites Tor in das Altfranzösische und sogar (wie in einem Glossar) ins Mittelhochdeutsche.

Die Glossare fordern die Leserin und den Leser auf, sich einer grundlegenden Frage zu stellen: Was unterscheidet eine Übersetzung von einer Erklärung oder Interpretation? Schauen wir uns das

Glossar Leipzig, UB Vollers 1099, einmal genauer an: Jedem hebräischen Lexem wird eine französische Erklärung an die Seite gegeben – und es ist entscheidend, hier von einer Erklärung und nicht von einer »Übersetzung« zu sprechen, denn häufig ist sie vom hebräischen Original durchaus entfernt. Neben dem Französischen findet sich oft eine parallele Bibelstelle, die die gleiche hebräische Wurzel enthält. Häufig entstammt dieses Beispiel einem semantisch benachbarten Feld, das dem gebildeten Leser sofort vor Augen gestanden haben dürfte.

Im Leipziger Glossar ergänzt eine weitere Hand eine mittelhochdeutsche Erklärung

Im Leipziger Glossar ergänzte offenbar eine weitere Hand eine mittelhochdeutsche Erklärung und ermöglicht so den modernen Leserinnen und Lesern, die erschlossenen semantischen Felder nicht nur in den altfranzösischen Kontext einzubetten,

sondern auch in die einschlägigen deutschsprachigen Räume. Dabei wird eines rasch deutlich: Die Erklärungen sind häufig tief von Interpretation durchdrungen. Bisweilen wird die interpretierende Autorität sogar namentlich zitiert.

Ein Beispiel aus der Megillat Rut

Hier bietet sich ein Beispiel aus der Megillat Rut an. Dieses vergleichsweise kurze Buch wird in allen jüdischen Gemeinden weltweit am zweiten Tag des Schawuot-Festes gelesen; viele greifen seine Motive auch in der nächtlichen Lernsitzung auf, die am Vorabend des Festes stattfindet. Die Megilla lässt sich auf vielerlei Weise beschreiben, doch in ihrem Kern erzählt sie die Geschichte von Rut und Naomi. Naomi hat ihren Mann und ihre beiden Söhne verloren; Rut ist ihre Schwiegertochter. Nach dem Tod ihres Mannes rät Naomi ihr, fortzugehen und erneut zu heiraten, da sie ihr keine weiteren Söhne mehr geben kann. Dennoch folgt Rut Naomi zurück in die Heimat – eine Geste aufrichtiger Verbundenheit und wohl das deutlichste Beispiel einer Konversion nach jüdischem Recht. Sie begegnet Boaz, einem Mann von hohem Ansehen, und bekommt mit ihm einen Sohn, der die Familienlinie Naomis fortführt.

Von jeher gilt die Megillat Rut als Geschichte edler Familien. Kein Wunder also, dass bereits die ersten Worte des Textes – Wer war dieser Mann? Woher kam er? – für die Auslegungstradition von zentraler Bedeutung waren. Dementsprechend haben sowohl die klassische Kommentarliteratur als auch das hier untersuchte Bibelglossar viele Begriffe in diesem Licht ausgelegt. Es ist un schwer zu erkennen, dass Raschis Kommentar zur Zeit der Entstehung des Glossars bereits »kanonischen« Rang besaß – seine Formulierungen werden jedenfalls nahezu wörtlich übernommen. Um dies zu veranschaulichen, werden im Folgenden die beiden ersten Wortformen der Glossare zur Megillat Rut analysiert und ihre Nähe zu Raschis Kommentar aufgezeigt. Als Übersetzungsgrundlage dient die Buber-Rosenzweig-Übersetzung von 1929, die sie auch »Verdeutschung« nannten, in dem Versuch, dem Original so nah wie möglich zu sein, ohne dabei eine eigentliche Übersetzung schreiben zu wollen. In einem Aufsatz über das Übersetzen wäre es am stimmigsten gewesen, den hebräischen Originaltext in den Mittelpunkt zu stellen. Ich beschränke mich in diesem Beitrag jedoch auf das Deutsche, mit gelegentlichem Verweis auf die hebräischen Begriffe:

(1) Es war in den Tagen, als die Richter richteten, da war Hunger im Land, so ging ein Mann aus Betlehem in Jehuda, in den Gefilden Moabs zu gasten, er und seine Frau und seine beiden Söhne, (2) der Name des Manns war Elimelech, der Name seiner Frau Noomi, der Name seiner beiden Söhne Machlon und Kilyon, Efratiter aus Betlehem in Jehuda.

Das erste biblische Wort (Rut 1,1): אִישׁ

Die erste Wortform im Glossar ist ish אִישׁ. Es gehört zu den bekanntesten Wörtern des Hebräischen und bedeutet schlicht: »Mensch, Person«. Da das Hebräische kein grammatikalisches Neutrum kennt, ist die Übersetzung mit »Mann« (wie sie Buber-Rosenzweig wählen) durchaus vertretbar. Das Bibelglossar aber schlägt einen grundlegend anderen Weg ein und fügt der Grundbedeutung eine zusätzliche Schicht hinzu. Im Altfranzösischen wählt es das Wort baron (und zwar in hebräischer Grafie: בַּרְוֹן), im Mittelhochdeutschen vurst (בַּרְוֹן) – beide Wörter bezeichnen einen bedeutenden, edlen, tugendhaften Mann (im Mittelhochdeutschen steckt »fürstlich/Fürst« im Wort).

Zur Begründung dieser Übersetzungsentscheidung verweist der Glossator auf 2. Buch Mose 15,3, wo Gott selbst als מַלְחָמָה אִישׁ, als »Isch des Krieges«, bezeichnet wird. Aus dieser Formulierung haben schon unsere Ausleger geschlossen, dass das Wort keinesfalls einen gewöhnlichen Menschen meinen kann, sondern einen Fürsten oder eine andere hochgestellte Persönlichkeit bezeichnet. Darüber hinaus nimmt der Glossator den Kommentar Raschis direkt auf, der Elimelech als außerordentlich reich und als Anführer seiner Gemeinschaft beschreibt, für deren Bedürfnisse er einzustehen hatte. Raschi erläutert weiter, Elimelech habe das Land Israel verlassen, weil ihm die Armen, die an seine Tür kamen, lästig waren – weshalb er schließlich bestraft wurde. Man kann darüber nachdenken, was Raschi bewegen haben mag, die Geschichte mit so vielen Schichten auszustatten, die im Text selbst nicht erscheinen. Warum ist Elimelechs Schicksal so tragisch? Warum verlässt er das Land Israel



Das Glossar ist ein Gemeinschaftswerk – nicht eine einzelne Stimme, sondern ein Gespräch, das sich über Generationen hinweg erstreckt.

überhaupt? Und könnte König David wirklich von jemandem abstammen, der das Heilige Land verließ? All diese Fragen könnten Raschi veranlasst haben, im Kommentar Antworten anzudeuten. Wie dem auch sei – das Bibelglossar nimmt diese Deutungen auf und überträgt sie unmittelbar in den französischen und deutschen Sprachkontext. Damit erkennt es Raschis Kommentar als maßgebliche Lesart an und integriert ihn von Anfang an in die Lektüre – damit wird gleichzeitig die erste Lesung nach dem »einfachen Wortsinn« (Peschat) zurückgestellt.

Hier hätten wir also bereits den ersten Beleg dafür, dass es keine Übersetzung ohne Interpretation gibt. Das Bibelglossar sucht nicht einfach nach einer Übersetzung des Wortes Isch, sondern versucht, die Bedeutung und damit die Kunst des Bibellesens in die Gegenwart zu überführen – mit all ihren Konnotationen und Bedeutungsschichten, die sich im Laufe der Zeit um das Wort angelagert haben.

Das zweite Beispiel ist אֶפְרַתִּים. In der Buber-Rosenzweig-Übersetzung lautet die Entsprechung »Efratiter« – eine Entscheidung für größtmögliche Textnähe, die die hebräische Wurzel »Efrati« beibehält und den Ortsbezug kenntlich macht: »die aus Efrat«. Raschi bietet zu diesem Wort zwei Deutungen. Er schlägt zunächst vor, es als

Adjektiv der Bedeutung »angesehen«, »bedeutend« zu verstehen, und verweist auf 1. Samuel 1,1. In seinem Kommentar zu Samuel wiederum zieht er den Talmud (Bava Metzia 119a) heran, als Beleg dafür, dass אֶפְרַתִּים von אֶפְרַיִן (Apirion »Baldachin, Sänfte«) abzuleiten sei – mit einer deutlichen Konnotation von Vornehmheit. Als zweite Möglichkeit (davar acher) bietet Raschi eine lokative Deutung: das Wort als Herkunftsbezeichnung für Menschen aus Efrat, einem anderen Namen für Betlehem.

Beide dieser Lesarten bewahrt und präsentiert das Bibelglossar. Unter dem ersten Eintrag findet sich die Erklärung חֲשׂוּבִים »angesehene Leute« – in derselben Wendung wie bei Raschi, gestützt durch denselben Verweis auf die Stelle im Samuelbuch. Als mittelhochdeutsche Entsprechung erscheint biderve (בִּידֵרְבָא) – ein Wort mit der Bedeutung »tüchtig, brav, angesehen«, jemand, der sich eng an gesellschaftliche Normen hält. Dieses gesamte semantische Feld entfernt sich weit von der lokativen Bedeutung, die Buber-Rosenzweig in ihrer Übersetzung zu bewahren suchten.

Unser Glossar lässt insgesamt mehrere Hände erkennen – ein Hinweis darauf, dass das Glossar selbst ein Gemeinschaftswerk ist, entstanden über die Zeiten und durch viele Hände. Auch das ist eine Form der Interpretation: nicht eine einzelne Stimme, die ein Wort in eine andere Sprache überträgt, sondern ein Gespräch, das sich über Generationen hinweg erstreckt.

Um diesen Weg zwischen Sprachen, Interpretation und Übersetzung zu einem Abschluss zu bringen, kehren wir zum Eingangstext dieses Beitrags zurück. In der Tradition ist es anerkannt, dass in jedem Übersetzungsakt Geheimnisse ans Licht treten, die auf den ersten Blick verborgen bleiben. Das Bibelglossar, wie es in diesen Beispielen sichtbar wird, unterscheidet sich daher grundlegend von unserem romantischen Ideal der Übersetzung. In der romantischen Übersetzungstheorie galt das Ideal, das Original in der Zielsprache so vollständig wie möglich zu spiegeln – der Übersetzer als transparentes Medium, das hinter dem Text verschwindet.

Beobachtung einer Metamorphose

Was wir hier hingegen beobachten, gleicht eher einer Metamorphose. Das Judentum im Mittelalter, als Kultur der Auslegung und des Studiums, betrachtete Interpretation als einen genuinen Bestandteil der Übersetzung. Der Übergang von einer Sprache in die andere ist kein Spiegeln, sondern ein Vertiefen, ein Öffnen – vielleicht wie durch einen Spiegel hindurchzugehen, als wäre er ein Tor.

In der Sprache des Talmuds (Traktat Nedarim 20b), im Zusammenhang einer Frage über Treue und Schönheit, bedient sich Imma Schalom des Euphemismus: »entblößt er eine Handbreit und verhüllt eine Handbreit«. Dieses Bild beschreibt eine Begegnung, bei der ein Teil von etwas sichtbar wird – aber nie alles auf einmal. Ebenso funktioniert das Bibelglossar: Es öffnet eine Bedeutungsschicht, während es eine andere – vielleicht sogar eine vermeintlich »ursprünglichere« – verdeckt, indem es Kommentare der früheren in seine Erklärung einwebt, einer von vielen Belegen für das eigentliche Wesen des Übersetzens.

Der Autor war Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Bibel und Jüdische Bibelauslegung (Prof. Hanna Liss) der HfJS.





Verbindung über den Neckar und bekannte Sehenswürdigkeit: die Alte Brücke in Heidelberg

Foto: Dorothe Sommer

Brücke zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

KOMMUNIKATION *Unsere Hochschule bleibt ein unverzichtbarer Ort für Gespräch und Reflexion*

VON DOROTHE SOMMER

Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg versteht sich als Brücke: Sie verbindet interdisziplinäre Forschung mit lebendiger Lehre und gesellschaftlichem Dialog. Unsere Drittmittelprojekte – etwa zu Medienkompetenz im Zeichen des Nahostkonflikts, zu ambivalenten Feindschaften oder zur Provenienzforschung – machen jüdisches Erbe greifbar und rücken es in das Zentrum aktueller Debatten.

Trotz gesellschaftlicher Spannungen seit dem 7. Oktober 2023 schaffen wir Räume für Begegnungen, die weit über die Hochschule hinauswirken. Das Zeitzeugengespräch mit der Auschwitz-Überlebenden Eva Szepesi erinnerte eindringlich an individuelle Schicksale und die Verantwortung, die daraus erwächst. Internationale Workshops wie »Friends, Enemies, Frenemies« von Johannes Becke und Oren Barak sowie die Heidelberger Hochschulreden von Sergey Lagodinsky und Karin Prien zeigen, wie aus unterschiedlichen Perspektiven gemeinsame Narrative entstehen können – und wie Erinnerungskultur breiter, offener und damit verbindlicher gedacht werden muss.

Neue Formate wie der Podcast »Jüdische Studien Heute«, der Jüdische Filmclub und die Ausstellung »Gesicht zeigen gegen Antisemitismus!« tragen akademisches Wissen direkt in die Zivilgesellschaft weit über Heidelberg hinaus. Sie machen deutlich: Jüdische Studien sind kein abgeschlossener Raum, sondern ein aktiver Beitrag zu aktuellen gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen. Diese Arbeit wird von den Menschen der Hochschule getragen – von unseren Studierenden ebenso wie von ihren

Lehrenden und allen Mitarbeitenden. Gemeinsam leisten sie Großes, oft jenseits dessen, was sichtbar ist. Gerade in einer Zeit, in der die Zugehörigkeit zu Institutionen wie der Hochschule für Jüdische Studien oder dem Zentralrat nicht immer nur auf Zustimmung trifft, sind Solidarität, Verlässlichkeit und gegenseitige Unterstützung keine Selbstverständlichkeiten, sondern gelebte Praxis.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft

Es ist zugleich aufbauend und bewegend: Während wir jedes Jahr engagierte, kluge Absolventinnen und Absolventen verabschieden, wachsen neue Generationen nach – Menschen, die Verantwortung übernehmen wollen und uns einen Teil ihrer Zukunft anvertrauen. Dieses Vertrauen verpflichtet uns, ihnen nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch ein Umfeld zu bieten, das von Zusammenhalt getragen ist. Denn eine Institution wie die unsere funktioniert nicht durch Strukturen allein, sondern durch die Menschen, die sie mit Leben füllen. In ihrer besonderen Vertrautheit und Nähe liegt eine Stärke, die sich nicht verordnen lässt – sondern die täglich neu entsteht. Wo dieses Miteinander gelingt, trägt es weit. Wo es brüchig wird, gerät auch das Fundament ins Wanken.

Als Hochschule sehen wir es als unsere Aufgabe, diese Brücke weiter auszubauen: zwischen Vergangenheit und Zukunft, Wissenschaft und Öffentlichkeit, unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven. Gerade in Zeiten wachsender Polarisierung bleibt sie unverzichtbar – als Ort des Gesprächs, der Reflexion und der gemeinsamen Verantwortung.

Seien Sie eingeladen: Die HfJS bleibt Brücke – für Wissenschaft, Gesellschaft und Zukunft!

Die Autorin leitet das Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der HfJS.



Veranstaltungen der Hochschule



YouTube-Kanal mit unseren Imagefilmen



Podcast »Jüdische Studien Heute«

IMPRESSUM

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

Chefredakteur: Philipp Peyman Engel
Stellvertretender Chefredakteur: Tobias Kühn
Redaktion: Dorothe Sommer, Ayala Goldmann
Lektorat: Bettina Piper, Thomas Blum
Artdirector: Marco Limberg

Druck: Pressedruck Potsdam GmbH

Herausgeber:
Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R.
Gründer: Karl Marx sel. A.

Geschäftsführer: RA Daniel Botmann

Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg
Rektor Andreas Brämer
Landfriedstraße 12, 69117 Heidelberg
Telefon 06221 / 54 19 200, Fax 06221 / 54 19 209
E-Mail: info@hfjs.eu

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitungsbeiträge, Abbildungen, Anzeigen etc. ist unzulässig.